

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Siebenundzwanzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1899.



Inhalt.

| | |
|---|-----|
| Abenteuer, der, und die Sängerin f. Theater 46. | |
| Aleppo-Beulen | 117 |
| Arbeiterpolitik, die, des deutschen Absolutismus | 191 |
| Austria f. Felix. | |
| Behandlung, die geschliche der Konfektionindustrie | 150 |
| Banken und Kunstschaf | 137 |
| Barenhauter, der f. Wagner. | |
| Bismarcks letzte Tage | 9 |
| Burse, die, im Leng | 227 |
| Briefkasten | 406 |
| Bilow von Ipolu | 145 |
| Carducci, Giosu | 342 |
| Cement, unser | 534 |
| Charfreitag in Griechenland | 37 |
| Chromatrop | 97 |
| Comte, Auguste, und die Jesuiten | 206 |
| Danenthum, das, in Sudjland | 58 |
| Dichtende Rätter | 272 |
| Dichtung f. Weibliche. | |
| Dresdner Kunst | 214 |
| Dreyfus f. Juden. f. a. Notiz- buch 492. | |
| Einheit der Volksbildung | 14 |
| Engel, der gepanzerte | 523 |
| Entstehung, die, des Christenthumes | 546 |
| Familienväter f. Schuß. f. a. Schlechte. | |
| Felix Austria | 302 |
| Ferienkolonien, gegen die | 583 |
| Frankreich, das neue | 233 |
| Frauen im Alterthum f. Heil- kundige. | |
| Friedens-Konferenz, die | 332 |
| Gardecorps, das | 168 |
| Gerechtigkeit | 509 |
| Graphologen f. Guttmann-Gr- phologen. | |
| Groth, Klaus, Geburtstag | 171 |
| Gründung, eine franko-russische | 357 |
| Guttmann | 185 |
| Guttmann-Graphologen | 277 |
| Harrende, eine | 299 |
| Heilkundige Frauen im Alterthum | 261 |
| Heils Armee | 361 |
| Hochzeit, die, der Sobelde, f. Theater 43. | |
| Hohenlohe, Prinz f. Notizbuch 495. | |
| Holzhandel, unser | 274 |
| Humanisirung des Krieges | 528 |
| Hätten und Zehen | 179 |
| Jesu f. Persönlichkeit. | |
| Jesuiten, die, f. Comte. | |
| Illusionen | 440 |
| In memoriam | 135 |
| Indianer, die, in den Vereinigten Staaten | 129 |
| Industrie f. Russische. | |
| Industriepolitik f. Oester- reichische. | |
| Juden f. Wesen. | |
| Juden, die, und Dreyfus | 72 |
| Karolinen, die, f. Notizbuch 495. | |
| Kellnerlehrlinge | 409 |
| Klavier, das, und seine Meister | 428 |
| Kommunismus im alten Israel | 503 |
| Kompromittirt! | 201 |
| Konfektionindustrie f. Behand- lung. | |
| Königssohn, der | 487 |

| | |
|--|----------|
| Kunst f. Ziele. | |
| Kunstpaffekt, vom | 366 |
| Landwirtschaft und Volksernährung | 434 |
| Leute, unehrliche, im alten Indien | 563 |
| Lorgnon, das | 384 |
| Maifrost | 317 |
| Medizinstudium, das, der Frauen | 422 |
| Militarismus f. Volksthum. | |
| Mohammedanismus in Indien . . | 83 |
| Morgenlicht, im | 553 |
| Mütter f. Dichtende. | |
| Nationalsoziale f. Trennung. | |
| Nieziges, aus, Leben und Schaffen | 246 |
| Notizbuch | 492 |
| Oesterreichische Industriepolitik . . | 465 |
| Ohrenbeichte, die | 22 |
| Orden, der | 574 |
| Pantomimus | 49 |
| Persönlichkeit, die, Jesu | 296 |
| Pfingstmärchen, ein f. Reh. | |
| Porto-coton | 230 |
| Provinz, die kluge | 489 |
| Realismus, kämpfender und passiver | 309 |
| Reh, das | 338 |
| Rhodes, Cecil f. Chromatrop. | |
| Rosengart, Frau | 1 |
| f. a. Pantomimus. | |
| Russische Industrie | 89 |
| Samoa | 95 |
| Savinas Gastspiel f. Theater | 141. |
| Schlechte Familienväter | 479 |
| Schutz gegen schlechte Familien- väter | 372 |
| Selbstanzeigen 86, 223, 269, 315, 401, 438, 483, 530, 577 | |
| Skandinavien, die, in der deutschen Literatur | 554 |
| Skizzen, drei | 174 |
| Soda-Industrie, die deutsche | 520 |
| Sohn, der, des Trostes | 321 |
| Sommerfrischen | 475 |
| Soziologie und soziale Frage | 449 |
| Sprachenstreit, der, in Oesterreich . | 103 |
| f. a. Felix Austria. | |
| Tausendstelselunde, eine | 524 |
| Theater | 43, 141 |
| Theaternotizbuch | 182 |
| Théâtre Antoine | 443 |
| Trennung, meine, von den National- sozialen | 281, 432 |
| Tuberkulose | 537 |
| Tuberkuloseheilstätten | 355 |
| Ver sacrum | 123 |
| Vitalismus und Neovitalismus . . . | 20 |
| Volksernährung f. Einheit. | |
| Volksernährung f. Landwirth- schaft. | |
| Volksthum und Militarismus | 353 |
| Waffen, die, nieder! | 326 |
| Wagner, Siegfried, und der Vären- häuter | 158 |
| Warnungssignale | 580 |
| Weg, der, zum Frieden | 347 |
| Weibliche Dichtung | 92 |
| Wesen, vom, der Juden | 398 |
| Wie lange noch? | 40 |
| Wiener Kunst | 216 |
| Yantees, des, Erwachen | 404 |
| Ziele moderner Kunst | 378 |
| Zuchthausvorlage, die | 497 |
| f. a. Notizbuch 494. | |



Berlin, den 1. April 1899.

Frau Rosengart.

Deutschlands stärkster und tollkühn das Allerstärkste wagender Dramatiker, Friedrich Hebbel, hatte einmal die Absicht, eine Christusstragoedie zu schaffen. Der Arme, rastlos um Brot und Ruhm Ringende, kam nicht mehr zur Ausführung dieses Planes; leider: sonst hätten wir einen nordgermanischen Jesus, einen, der uns einen Widerhall aus der Zeit brächte, da die alten Germanen zwischen der heimischen Götterlehre und dem wilfriedischen Täufergedanken die Regenbogenbrücke zu schlagen versuchten, da sie zu dem Weißen Christ schon ehrfürchtig aufzustauern begannen und doch in den alten Göttern noch nicht Unholde sehen mochten. In Hebbels ungeklärtem Plan war viel wirre Mystik: die Menschheit sollte „aus Efel vor sich selbst“ den neuen Glauben gebären, Maria sollte die von den Alchemisten gesuchte jungfräuliche Erde bedeuten und Jesus im Besitz magnetisch-elektrischer Kräfte sein, die sich ihm selbst erst in der Schicksalsstunde entschleiern. Daneben aber regte sich ein feiner, fast allzu feiner Gedanke: der Dichter wollte den verrufenen Judas, wie man jetzt gern sagt, „retten“. Die Geschichte des Verrathes erschien ihm zu plump, zu melodramatisch, zu tief unter der Höhe des milden Gottes. Die knappe Andeutung des Matthäusevangeliums — „Wahrlich, ich sage Euch: Einer unter Euch wird mich verrathen!“ — mag ihm zum Ausgangspunkt geworden sein. Von da schritt er grübelnd weiter. Der Unwissende kannte den tückischen Voratz und wehrte ihm dennoch nicht. Wenn Judas nur ein Werkzeug war, ein zu schmutziger Henkerarbeit

erwähltes, wenn er dem Meister nur helfen wollte, bis ans qualvolle Ende die Lehre zu leben? Dann war dieser millionenmal Verfluchte der schlaueste und zugleich zum schwersten Opfer, zum Opfer des guten Namens, bereite Entbinder des neuen Glaubens. Dann wußte er, daß dem Heiland erst das Martyrium die Andacht der Welt gewinnt, und schnürte, ohne zu blinzeln, auf des Herrn eigenes Geheiß die Schlinge, in der dann der gelehrte Pöbel den galiläischen Umstürzer fing. So wollte ihn Hebbel. Und die Blinden, die seit zwei Jahrtausenden den Verräther schmähen, schienen ihm so vorwiegend wie die thörichten Weiber, die an Christi leerer Gruft heulten:

Mit Spezerien
Hatten wir ihn gepflegt,
Wir, seine Treuen,
Hatten ihn hingelegt;
Tücher und Binden
Reinlich umwanden wir —
Ach! — und wir finden
Christ nicht mehr hier.

In der Osterweihnacht dringt ihr Klagechor in Faustens Zelle. Irrt nicht ein rasches Lächeln über die Züge des Magisters und Doktors? Diesen Wahn kennt er ja, den Wahn angeblich Liebender, die nie begreifen können, daß der Genius den von ihrer Treue reinlich ausgespreiteten Bindeln entflieht, nie ahnen, daß der Beseufzte schon wieder erstanden ist. Er kennt die Massenpsyche der Vielzuvielen. Und er hätte, wenn ihm des friesischen Dichters Absicht bekannt geworden wäre, nur noch bitterer gelächelt. Wie? Der Menge den geliebten Verräther nehmen, auf den sie all ihren schönen Horn, all ihre sittliche Empörung so bequem abladen kann? Die Menge empfindet stets melodramatisch; sie wird sich die Geschichte von den dreißig Silberlingen und von Judas, der das Blutgeld in den Tempel warf, hinging und sich erhängte, nicht rauben lassen. Denn diese Geschichte ist ihr Osterfesttrost. Zwar ward geboten, am Ostersonntag aus Pauli Brief an die Korinther die Säge zu lesen: „Feged den alten Sauerteig aus, auf daß Ihr ein neuer Teig seiet . . . Lasset uns Ostern halten, nicht im alten Sauerteig, auch nicht im Sauerteig der Bosheit und Schalkheit, sondern in dem Süßteig der Lauterkeit und der Wahrheit.“ Wer aber denkt, selbst unter Frommen, daran? Den alten Sauerteig ausfegen? Es lebte sich ja ganz behaglich mit ihm und das Geschäft blühte; obs mit dem neuen Süßteig so gut werden wird, bleibt doch recht ungewiß. Und der Heiland ist gar zu hoch, dem Wunsch gar zu unerreichbar. Ihm laßt die Lippe das gewohnte Kindergebet, während Hirn

und Ellbogen ganz darwinisch ums Dasein kämpfen . . . Der Christenzorn stucht auf das Sündenhaupt des Verräthers herab, neben dem der Kirchenfromme so rein und tugendfam steht. Daß es ohne den Verrath keinen Opfertod und keine Auferstehung gab, daß der Galiläer nur vom Kreuz aus die widerstrebende Welt erobern konnte, wird vergessen. Nicht die argen Franzen nur brauchen, in Krieg und Frieden, im Leben und auf den Schauspielbrettern, den traltre, den elenden Bösewicht, der den Frommen ein Abscheu ist. Die grollende Rückerinnerung an Judas Ischariot, den Erzhelm Abrahams a Santa Clara, würzt auch Germanen erst die Osterstimmung. Und immer bleibt die Schaar Derer klein, die der Mahnung des goethischen Engelchores ihr Ohr öffnen, wenn in der Sonntagsmorgenfrühe der Ruf erschallt:

Christ ist erstanden
 Aus der Berwejung Schoß.
 Reißet von Banden
 Freudig Euch los!
 Thätig ihn Preisenden,
 Liebe Beweisenden,
 Brüderlich Spendenden,
 Predigend Reissenden,
 Wonne Verheißenden:
 Euch ist der Reister nah,
 Euch ist er da!

* * *

Diesmal giebt's im deutschen Norden gute Ostern. Erst sah es nicht danach aus. Freija-Ostara war unterwegs eingeschneit — der Winter, der rauhe Geselle, hatte die allzu hastig Einherstürmende noch einmal aus ihrem Frühlenzreich verdrängt, noch einmal herrisch südwärts gewiesen — und sie muß sich nun sputen, wenn sie zum Fest der Befruchtung im Thal noch junges Hoffnungsglück erblühen lassen will. Auch fehlten im Gemeinleben der Deutschen die Sensationen, von deren schrillum Lärm dann die Stille Woche sich wirksam abheben könnte. Die Mär von der geplanten Reichstagsauflösung klang doch zu operettenhaft; und was daran sehr ernsthaft war, der leise, aber nicht sanfte Konflikt zwischen den pares und ihrem primus im Reich, war für öffentliche Erörterung nicht geeignet. Daß der Besuch des Herrn Cecil Rhodes in Berlin dem genialen Kulturspekulanten einen Triumph, der deutschen Regierung eine böse Blamage brachte, mochte man sich nicht gestehen. Wozu ausdrücklich bekennen, daß man sich knechtisch jeder Stimmung, jeder Laune Mächtiger beugt, gestern gegen und heute für den

Capbonaparte sich begeistert und daß nationales Hochgefühl, sittliche Wallungen und ähnliche Luxuswaaren schnell schwinden, sobald ein Profit aus der Fremdwink? Das Geständniß, daß nach der Eroberung des neuen Indiens im Sudan und nach dem Bau der transafrikanischen Bahn der Schwarze Erdtheil nur noch englisch sein kann und das Mühen unserer Konquistadoren und Kolonisatoren durch die Unfähigkeit der entscheidenden Bureaucratie für immer verloren ist, wäre recht unersreulich gewesen und hätte gar nicht zur Festlust gestimmt. So sprach man lieber vom Geschäft, vom Hoffen und Fürchten der Industrie, von Bankbilanzen, von Siemens und Hansemann. . . Da, plötzlich, wurden die Nerven aufgepeitscht. Ein Mordprozeß. Im Mittelpunkt eine reiche, mit ihren achtunddreißig Jahren noch stattliche Frau. Lange Berichte in allen Blättern, ganze Spalten, trotzdem die Sache sich in Königsberg abspielt, am Pregel, nicht an der Spree. Das währte bis in die Stille Woche. War vor dem ersten Ostersfest nicht auch ein berühmter Kriminalprozeß, der mit einem Todesurtheil schloß und an dessen Ausgang ein in Israel Gewaltiger sprach: „Ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten; sehet Ihr zu“? Ob auch diesmal Blut fließen wird? Möglich; es handelt sich um Anstiftung zum Gattenmord. Jedenfalls war die lange schmerzlich ersehnte Sensation da, das Thema gegeben, und wo Einer ging und stand, ward ihm Antwort auf die hochnothpeinliche Frage abverlangt: „Was meinen Sie: wird Frau Rosengart verurtheilt oder freigesprochen werden?“

Frau Hanna Rosengart, die Besitzerin der ostpreussischen Rittergüter Ernstshof und Bögershof, soll den Inspektor Rieß, mit dem sie, nach der Behauptung der Anklage, in eheblicherischem Verkehr stand, zur Ermordung ihres brutalen Mannes angestiftet haben. Das klingt zunächst nicht unglaublich: der Mann stand zwischen ihr und ihrem Glück, er bot ihren gesund begehrenden Sinnen nichts, war ihr nur ein roher Büttel. Wenn er verschwände, wäre sie frei, könnte, als reiche Frau, den besseren, minder säumigen Buhlen wählen, endlich leben, sorgenlos athmen, ohne Furcht vor Flegellaunen und Zornigenen. Hebbel schrieb einmal in sein Tagebuch, er hätte an Neros Stelle, statt Rom anzuzünden, lieber für einen Tag die Gesetze aufgehoben: „das Schauspiel wäre noch merkwürdiger gewesen und die brennende Stadt unstreitig als Episode mit vorgekommen.“ Wie viele Frauen hätten an einem solchen Tage wohl dem ungeliebten, lästigen Gatten aus der Zeitlichkeit geholfen? Ihre Zahl wäre sicher nicht geringer gewesen als die der Männer, die, von der Furcht vor gesetzlicher Ahndung befreit, schlimmen Frauen flink das selbe Schicksal bereitet hätten. Die Gattung homo sapiens würde viel wohliger im

Sündenschlamm einherwaten, wenn sie nicht die Angst vor dem Racherrecht der Gesetzesvollstrecker schreckte; und der alte hamburgische Richter war sehr klug, der den von ihm zu vereidigenden Zeugen zu sagen pflegte, daß die Verletzung der Eidespflicht mit himmlischen und irdischen Strafen bedroht sei, daß er aber besonders auf die irdischen hinweisen wolle, weil sie zuerst an die Reihe kommen ... Bei uns hat keine ernerische Willkür das Gesetz aufgehoben; und es straft die Anstiftung zum Mord mit dem Tod. Doch auch die Abschreckungstheorie findet nicht mehr blinden Glauben. Vor den pariser Geschworenen stand neulich Madame Bianchini unter der Anklage, ihrem Manne mit Gift nach dem Leben getrachtet zu haben, nicht mit dem Damengift, das man täglich, mit liebevoll sorgfamer Miene, in jedes Wort, jede Willensregung träufelt und dem auch der festeste Organismus auf die Dauer nicht widerstehen kann — Das wäre ja nicht strafbar, bewahre! —, nein: mit Atropin aus der Apotheke. Diesem Gift hält ein Starker manchmal Stand. Herr Bianchini war am Leben geblieben, die fünf ärztlichen Sachverständigen, lauter Autoritäten, konnten sich in ihren Gutachten nicht einigen, der bündige Beweis eines Mordversuches war nicht zu führen, — und Madame wurde dennoch verurtheilt. Sie hatte der Jury, die in Frankreich gern galant ist, nicht gefallen; ihre Rede war kühl und trocken und sie hatte sich gerühmt, nie eine Thränen vergossen zu haben, la malheureuse! War solcher Herzlosigkeit nicht Alles zuzutrauen? Und ist es nicht das Recht der Geschworenen, den Wahrspruch aus der Tiefe des Gemüthes zu holen? Frau Bianchini fand den Muth zu einer Heroingebärde zu spät: nach der Urtheilsverkündung wollte sie sich eine Hutnadel ins Herz bohren. Die heldische Grimasse hätte ihr vorher vielleicht die Sympathie der Jury gewonnen, die le beau geste liebt; eine Dame, die sich das Herz zerstechen will, muß schließlich doch ein Herz haben, kann also keine Mörderin sein. .. Zu spät! In Zeitungenqueten war festgestellt worden, daß an den — entdeckten und abgeurtheilten — Giftmorden die Frauen mit 70 Prozent theilhaftig sind. Weshalb sollte die frostige, thränenlose Madame besser sein als ihre Geschlechtschwester? Man konnte sie, trotz der sachverständigen Wirrnisse, ohne Gewissensbiß schuldig sprechen. Das geschah denn auch. Im Namen der Republik.

Im Namen des Königs wird, wo die Urninge der Volksjustiz mitwirken, nicht anders „Recht gesprochen“. Und so kann auch Frau Rosengart — die Beweisaufnahme ist, während ich schreibe, noch nicht geschlossen — verurtheilt werden. Warum schien Albert Zietzen den Geschworenen schuldig? Weil er als ein roher Kerl galt, der seine Frau oft mißhandelt hatte. Wenn das

Sexualleben der Rittergutsbesitzerin dem Schwurgericht als fleckig erwiesen scheint, ist sie wahrscheinlich verloren, obwohl sie ein Duzend Liebhaber gehabt haben könnte, ohne der Anstiftung zum Gattenmord fähig zu sein. So gehts, wo Sentiments und Ressentiments ohne Gründe entscheiden; und da nicht jeder Verurtheilte Dreyfuß heißt, reiche Verwandte und zum Truist verbündete Freunde hat und für die Sache der gesammten Judenheit das Martyrthum trägt, kümmert sich kein Mensch um den Ausgang solcher Prozesse. Ein Kinder glaube an eine „Wahrheit“, eine absolute, unantastbare, die gefunden werden muß und stets gefunden wird, umstrickt noch die Sinne. Die unschuldig Verurtheilten, deren Zahl Legion ist, sind ja stumm; nur um die Teufelsinsel tobt in Europa der Streit, als hätte Themis nicht tausendmal in jedem Jahr schon geirrt. Selbst in seiner Heimath ist die Weisheit des französischen Kriminalisten vergessen, der sagte, nach seinen forensischen Erfahrungen würde er, wenn er beschuldigt wäre, die Glocken von Notre Dame gestohlen zu haben, schleunigst über die Grenze flüchten, — trotzdem er ja leicht beweisen könnte, daß die Glocken noch im Thurme hingen. . . Der königsberger Prozeß zeigt einen typischen Durchschnittsfall. Erst entstand das Gemunkel von Liebschaften und Heimlichkeiten, dann kam die Denunziation, der ein skrupellos geführter Kampf um die Beute vorausgegangen war, und dann entwickelte sich die Sache nach allen Regeln gerichtlicher Kunst bis zur Hauptverhandlung vor den Geschworenen. Mit heiligem Ernst wurden Zeugen, Erwachsene und Kinder, angehört, die über vor Jahren gemachte Wahrnehmungen mit solcher Sicherheit aus sagten, als handle sichs um gestern erlebte und sofort als höchst wichtig erkannte Dinge und als hätten sie seit dem Mordtage nicht unter der Suggestion des Geraunes und der Schwarzen Küche der öffentlichen Meinung gestanden, und gläubig wurde Sachverständigen gelauscht, die in jedem Wort ihr Unverständniß der Sache verriethen. Alles wie immer; ein Durchschnittsfall, den eine Zufallsstimme entscheiden wird. Unterhaltend war eigentlich nur die bourgeoise Heuchelei, die überall spürbar wurde. Eine Landfrau hat über Sexualbedürfnisse ein derbes Wort gesagt: entsetzlich, eine sittenlose Megäre! Vor den Kindern ist, während die Mutter schon im Gefängniß saß, von ihren angeblichen Liebschaften gesprochen worden: o Graus! Da sieht man den Tiefstand der ostelbischen Kultur; wäre Aehnliches in einer berliner Händlerfamilie denkbar? Geschwister treten gegen die eigene Schwester auf: welche Zerrüttung der heiligsten Gefühle! Und doch ist's ein richtiger Kapitalistenprozeß, wie er schon in Feuerbachs „Merkwürdigen Kriminalrechtsfällen“ steht, unter dem umständlichen Titel: „Der

Brudermörder aus Enthusiasmus für eine Handlungsspekulation." Der erschossene Herr Rosengart hat seiner Frau viel Geld und Gut hinterlassen, das ihr Bruder, Herr Adameit, nun gern an sich bringen möchte, — natürlich nur als getreuer Verwalter für ihre Kinder; man „kämpft“ in solchen Fällen ja immer nur „für die Kinder“, nie für sich selbst, und die Kinder stehen dann gewöhnlich unsicher zaudernd zwischen den Kämpfenden, weil sie nicht wissen, wohin sich der Sieg wenden wird, und den Platz an der reich besetzten Tafel der Lebensgenüsse nicht verlieren wollen. Der Hader um den Mammon brach aus, als Frau Rosengart sich zum zweiten Male, einem strammen Referendar, verheirathen wollte und so die Erbschleicherwege zu sperren drohte. Da entdeckte Onkel Adameit sein Herz für die Kinder der ersten Ehe, da erinnerte er sich einer Beichte, in der ihm die Schwester gleich nach dem Mord ihre Schuld bekannt haben soll . . . Die Rittergutsbesitzerin muß eine sehr gutmüthige Frau sein; sonst hätte, nach dem Spektakel der letzten Jahre, die vom Bruder so schwer Beschuldigte keinen ihr günstigen Zeugen gefunden. In den Verhandlungsbereichen wirkt sie imposant, — imposant, weil sie nicht posirt. Ihr zuckt nicht die Wimper, während ihre Kinder, darunter ein zwölfjähriges Mädchen, rebselig von den „Verhältnissen“ der Mutter erzählen. Sie hört ruhig, ohne sentimentale oder hysterische Ausbrüche, den Bruder, den einzigen ernststen Belastungzeugen, an. Und als sie, recta von der Anklagebank, im eleganten Rappengespann nach Jögershof kommt, das ein paar neugierige Geschworene „beaugenscheinigen“ wollen, da mustert sie mit dem prüfenden Blick der emsigen Wirthin den Gutshof und begrüßt, ohne eine Miene zu verziehen, ihre Leute in stiller Herzlichkeit. . . Sollte auch sie, wie Madame Bianchini, im starren Auge keine Thräne haben? Das wäre verdächtig. Das könnte keine Jury der Welt ihr verzeihen.

* * *

Was erklärt uns nun das ganz ungewöhnliche Interesse an diesem Prozeß? Lust an psychologischen Studien? Du lieber Himmel, für die Psychologie ist in der Dugendgeschichte nicht viel zu holen; und die selben Leute, denen Dostojewskijs Kasolnikow und Hebbels Solo, der Verbrecher aus Reflexion und der Verbrecher aus Leidenschaft, nichts zu sagen haben, werden wohl kaum gestimmt sein, mitleidig oder in Erkenntnißgier in die wenig komplizirten Seelengehäufe der Frau Rosengart und des Herrn Adameit hinabzuleuchten. Nein: neben der brutal-banalen Spannung, wie die Sache schließlich ausgehen wird, wirkt ein anderer Reiz, wirkt eine Hoffnung, der die Erfüllung nicht fehlen kann. Diesmal giebt's ganz sicher einen Bösewicht

zu braten. Sonst, in anderen blutrünstigen Prozessen, bringt der Gerichtsspruch das Ende und der Sündenbock kann den Lebenden entgehen. Hier fängt, wenn Frau Rosengart freigesprochen wird, die Sache von vorn an — denn der Bruder kommt dann wegen wissentlich falscher Anschuldigung, Erpressung und Meineides auf die Anklagebank — und an einem Gegenstande des Abscheues kann es in keinem Fall fehlen. Das hieße ja auch für den Dreyfuslärm sogar antisemitische Gemüther: ein traltre, ein ganz und gar entmenschter Schuft, muß am Ende gefunden werden; ist's nicht Lucies Gemahl, ist's Boisdeffre mit seiner Bande und dann giebt's gleich ein Massenbraten. Diese schöne Gewißheit, am Scheiterhaufen erwischter Schurken die eigene Tugend rösten zu können, lenkt die Blicke jetzt nach dem Pregel. Ein Opfer wird fallen. Fraglich bleibt nur, ob man sich über die Frau zu entrüsten haben wird, die den Mann verrieth, töten ließ und die Kinder mit Schmach bedeckte, oder über den Bruder, der um dreißig Silberlinge die Schwester ans Messer lieferte. Die Menge wird also einen Judas oder mindestens eine Delila haben. Solche Sicherheit bringt dem Zuschauer nicht leicht ein Prozeß; und deshalb darf man sagen: diesmal giebt's gute Ostern.

... Dem häßlichen Handel ließe sich wohl noch ein anderes Thema zu einer Ofterbetrachtung abgewinnen. Doch da müßte von der verderbenden Macht des Mammons die Rede sein, der die Herzen härtet und die natürlichen Bande zerreißt, — und davon hören die Leute nicht gern. Sie feiern die Auferstehung des Herrn, aber die „thätig ihn Preisenden, Liebe Beweisenden, Brüderlich Spendenden“ sind ihnen sehr fremd. Mit dem Erzschelm und der Teufelin, mit lichten Englein, die auf Zuckereiern thronen, und Schwarzalben läßt sich viel bequemer wirthschaften. Friedrich Hebbel ward, weil er in die Wochenstube des Wollens zu blicken und in Verruchtheit und Größe die Menschenspur zu finden strebte, von seinem Volk mit ewiger Vergessenheit bestraft. Das Urtheil war gerecht, wie übrigens alle germanischen Sprüche: ein Mann, der uns den lieben Judas nehmen wollte, verdient den Bann und die Achtung. Wäre sein Plan gelungen, dann gäbe es jetzt wohl gar Leute, die das Schicksal der Herrin von Högershof zu der Frage stimmte, wie lange noch veraltete, sinnlos gewordene Rechtsge-spinne die Menschlichkeit umgarnen, ersticken sollen. Und taugte solche Frage uns zu dem Tag, da draußen, im jungen Grün, die Auferstehung des Heilands gefeiert wird?



Bismarcks letzte Tage.

In stillem Gedenken, wie sich an Gräbern ziemt, wird diesmal Bismarcks Geburtstag gefeiert, — „der erste ohne ihn“, wie Schweningeſchrieb, als er die Güte hatte, mir das „Gedenkblatt“ zur Anſicht zu ſenden, das er „in tieffter, nie ſchwindender Trauer auf das Grab des Einzigen niederlegen“ wollte. Das kleine Buch, von dem hier ſchon vor vierzehn Tagen geſprochen wurde, wird, unter dem Titel „Dem Andenken Bismarcks“, heute bei Hirzel in Leipzig erſcheinen; es koſtet nur eine Mark und beſteht aus zwei Abſchnitten: „Wie Bismarcks Erinnerung und Gedanken“ — ſo wollte der Fürſt ſelbſt ſein Buch nennen — „entſtanden“ und „Einiges über Bismarcks Leiden“. Wer über den Toten die Stimme eines zärtlich Liebenden hören will, das Wort eines Mannes, der für den Menſchen Bismarck ſorgend mehr that als irgend ein Anderer, ſollte nicht verſäumen, das Büchlein zu leſen. Sensationelle Enthüllungen wird er vergebens ſuchen, auch den ganz perſönlichen Stil, der Ernſt Schweningeſch unter Hunderten kenntlich macht, vielleicht vermiſſen. Der geniale ärztliche Künſtler, der uns ſeit dem Jahre 1883 den damals von den ihn behandelnden Ärzten, von Frerichs und anderen Autoritäten als verbannt, nur in läſſiger Greifenruhe „noch ein Weiſchen zu friſten“ Bezeichneten erhalten hat, legte das Gewand ſeiner in Kraftfülle ſtrohenden Individualität ab, ehe er daran ging, ſein erſtes Wort über den Mann zu ſprechen, der drei Luſtren hindurch im Mittelpunkt ſeines Lebensinhaltes ſtand. Es wird nicht das letzte Wort bleiben. Der reiche Schatz, den Schweningeſch in ſeinen Tagebüchern beſitzt, wird der großen Gemeinde der Liebenden zugänglich gemacht und mancher Ausſpruch, mancher große und kleine Weſenszug des Führers auf dem Wege zur deutſchen Einheit wird ſo erſt den Deutſchen bekannt werden. Einſtweilen hat der Verfaſſer ſeiner Arbeit enge Grenzen geſetzt. Der unermüdlich treue Pfleger hielt ſich nicht für beſugt, die Thür des Krankenzimmers zu öffnen und der neugierigen Menge hüllenlos den ihm liebſten Menſchen zu zeigen, der da lebte, kämpfte und litt; er wollte no h keine „Krankengeſchichte“, keine ausführliche, dem mediziniſch geſchulten Leſer genügende Schilderung der Therapie und des Krankheitsprozeſſes geben, ſondern nur „Einiges über Bismarcks Leiden“ erzählen, zwanglos den Laien erzählen, wie ſein — manchmal recht impatient — Patient lebte, bevor er ihn kennen lernte, in welcher körperlichen Verfaſſung er ihn fand und wie der mächtige Leib dann mählich zur Ruhe ging. Auch über das klüftige Grenzgebiet, wo in dieſem weltgeſchichtlichen Fall mediziniſche mit politiſchen Erwägungen zuſammenfließen, wollte er noch kein allzu großes Licht verbreiten; ſonſt hätte er länger bei den erſten Wochen des Jahres 1890 verweilt und mehr über die Tage geſagt, da das unſinnige Gerücht, der Kanzler ſei morphiamsüchtig und zu konzentrierter, klarer

Geistesarbeit unfähig, emsig verbreitet und von schlauen Streibern politisch ausgenützt wurde . . . Auf das Gedendblatt sollte kein bitterer Tropfen fallen; und Der nur, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird in dem kleinen, anspruchlosen Buch die Spur großer Konflikte fühlen.

Deutlicher ist eine andere Lücke sichtbar: Schweminger spricht nicht über seine eigene Thätigkeit; er begnügt sich, den kurzen und doch so viel sagenden Satz zu citiren, den Bismarck selbst über ihn schrieb, und festzustellen, daß er seit dem siebenzehnten Oktober 1898 die Art des Leidens richtig erkannt hatte, das dann nach fast zehn Monaten dem Leben des Fürsten ein Ende machte. Nie werde ich die Stimmung des dunklen Oktobertages — es war der neunzehnte — vergessen, an dem, während es draußen dämmerte, Schweminger mir, um doch Einem sein von Trauer erfülltes Herz ausschütten zu können, sagte: „Es ist Greifenbrand“. Dem kräftigen, gar nicht sentimentalen Manne stürzten die Thränen aus den großen braunen Augen; er wußte: es ist aus, keine Kunst könnte mehr helfen . . . Nie hat ein Mensch sehnlicher gewünscht, sein Blick möchte ihm getäuscht haben. Doch er hatte richtig gesehen und Alles, was er mir damals über den wahrscheinlichen Verlauf des Leidens und über die Möglichkeit, es zu begrenzen und aufzuhalten, sagte, ist, im Schlimmen und Guten, bestätigt worden. Was dieser Arzt dem Fürsten war, wie er ihn pflegte, erheiterte, anregte, je nach dem Bedürfniß der Stunde spornte oder zügelte, mit wie zärtlicher Haushalterforge er die seit Jahren fast völlig erschöpften Kräfte der Fürstin schonte und ihr Leben bis an die äußerste Grenze dem Mann und den Kindern erhielt, wie er nach ihrem Tode dann den Eifer verdoppelte, um den Schmerz des Hinterbliebenen zu sänftigen und abzulenken: Das habe ich früher anzudeuten versucht, will ich, wenn seine Tagebücher veröffentlicht werden, ausführlicher zu schildern versuchen. Heute seien hier nur noch ein paar Stellen aus dem Buch mitgetheilt, an denen der Arzt die letzten Leidensstage seines Pfleglings schildert. W. S.

„Am dreißigsten Juli 1898, nachts elf Uhr, beendete eine rasch verlaufende Lungenlähmung (akutes Lungenödem) das an Arbeit, Mühen und Erfolgen einzige, leider aber auch an Körper- und Seelenrangsal überreiche Leben Seiner Durchlaucht des Fürsten Otto von Bismarck. Der Verewigte hatte ein Alter von 83 Jahren und 4 Monaten erreicht. Ein Abschluß, wie ihn die Lungenlähmung herbeiführte, war von dem behandelnden Arzt schon seit längerer Zeit in den Bereich der Möglichkeiten gezogen und befürchtet worden. Nachdem ungewöhnlich starke Athembeschwerden, Ringen nach Luft und sehr schmerzhafteste Aufstrebungen die Existenz in den dem Ende vorhergehenden Stunden — der Morgen hatte, nach einer wenig ruhigen Nacht, leidlich begonnen — sehr qualvoll gestaltet hatten, erfolgte das Ende relativ sanft und ruhig. Es war den ärztlichen Bemühungen gelungen, die Schmerzerscheinungen mit Hilfe einer Morphininjektion und heißer Schwämme, die

auf Hals und Brust gelegt wurden, allmählich zu lindern und so etwas Ruhe zu schaffen, die noch erhöht wurde, als es schließlich möglich geworden war, Athmungshindernisse durch mechanischen Eingriff zu entfernen und so etwas freiere Bahn für die Respiration zu gewinnen.

... Nachdem in den Sommermonaten des Jahres 1897 wiederholt Schmerz- anfälle in Zehen, Haken und am Spann des linken Fußes als Vorerscheinung und Mahnung gekommen und wieder verschwunden waren, meldete sich am siebenzehnten Oktober (1897), gewissermaßen unmotiviert in seinem plötzlichen Auftreten und seiner furchtbaren Stärke, im linken Bein und Fuß ein überaus heftiger Schmerz, der in mannichfachen Schattirungen, Nuancirungen und Kombinationen von nun an bis zum Lebensende währte und das Dasein oft mehr als qualvoll, ja, mitunter geradezu unerträglich machte.

Leider mußten diese Erscheinungen, bei der Lage der Sache, sofort als beginnender Greisenbrand aufgefaßt werden: eine Diagnose — wie oft hatte der Arzt im Laufe der folgenden Monate den Wunsch, sie möge sich in diesem Falle als ein Irrthum herausstellen! —, die der weitere, langwierige und unerbittlich schmerzhaft Verlauf nur zu traurig bestätigen sollte. Und so begann denn unter Umständen, die Liebe, Treue und Anhänglichkeit an den großen Kranken und ihr humanes Empfinden auch für die Aerzte (Schweninger und Chrysanther) zu wahrhaft tragischen machten, mit allen Mitteln, die nur irgend im Bereich der Wissenschaft und Kunst zur Verfügung standen, der schweigend geführte Kampf gegen das furchtbare Uebel. . . Es wurde erreicht:

1. der Schmerz, der oft ungewöhnliche Steigerungen erfuhr und anfangs selbst die Bettlage — „das Bett, mein bester Freund, will mich nicht mehr“, klagte S. D. — unerträglich machte, wurde in relativ erträgliche Bahnen gelenkt und im Laufe der Zeit mehr und mehr auf die nicht zu vermeidenden Momente der Reizung durch Bewegungen und Auftreten beschränkt.

2. Der Schlaf war, ohne daß wir mit Morphinum und anderen Mitteln zu viel nachhelfen, deren Wirkung durch Mißbrauch abschwächen oder den Organismus dadurch schädigen mußten, in leidlich gute Verhältnisse gebracht. Selbst in den letzten Tagen wurde noch eine Schlafdauer von zehn bis zwölf Stunden durchschnittlich erreicht.

3. Die Ernährung war gut und genügend. Die Bewegung, auch mit dem kranken Bein, war bis zuletzt nicht völlig aufgehoben; und der durch die Zeitungberichte historisch gewordene Kollaps galt weniger einem absoluten Bedürfniß als der Erleichterung des Verkehrs im Hause, den Gästen gegenüber, der Bewegung im Freien und der Ersparung unnöthiger Schmerzen.

4. Die geistige Kraft und Schaffensfähigkeit blieb bis zuletzt vollständig ungebrosen.

5. Der Brand blieb bis zum letzten Tage ein trockener (gangraena

sicca) und hatte selbst nach zehnmönatigem, in subjektiver und objektiver Beziehung vielen Schwankungen unterworfenen Verlauf sich nicht weiter als handbreit über den Fuhrücken und Spann, sowie etwa enteneigroß über den Nacken ausgebreitet. Und obwohl zeitweise über Abgestorbenheit, Kältegefühl, Stumpffsein geklagt wurde, obwohl Blutarmuth und teigige Schwellungen, mitunter recht starke, vorhanden waren, obwohl komplizirende, vielleicht in ihrer Wirkung — Hemmung des Blutrückflusses und dadurch größerer Blutröichthum — nicht immer ungünstige, interkurrente Venenentzündungen auftraten und oft weit über das Knie züngelten, war doch zuletzt eine Abgrenzung (Demarkation) unterhalb der Knöchel erreicht, die den örtlichen Prozeß zu günstigerem Abschluß zu führen versprach, — als andere, allgemeine Erscheinungen auftraten, die diese Hoffnung leider jäh zerförten.

6. Das Ende wurde nicht durch den brandigen Prozeß und seine Folgen, sondern durch Erschöpfung: Herz- und Lungenschwäche mit konsekutivem Lungenödem und Herzparalyse, bedingt.

7. Das Geheimniß wurde der Außenwelt und dem Kranken gegenüber streng gewahrt.

Es war nicht ganz leicht, die laufende Welt auf eine im Befinden des Fürsten eingetretene Wandlung in harmloser Weise vorzubereiten, ohne dabei die eigentliche Art und Intensität des Leidens durchschimmern zu lassen; man mußte verhüten, daß er das Wesen seines Zustandes aus den Zeitungen erfuhr oder durch zahllose, oft wohlgemeinte, aber doch inopportune Anfragen und ungewollte Rathschläge aufmerksam gemacht und beunruhigt wurde. Dank dem treuen Zusammenwirken aller Betheiligten wurde dieses Ziel, wie bemerkt, trotzdem erreicht und es blieb dem tapferen Helden erspart, sich über die eigentliche Natur seines Leidens Rechenschaft geben oder volle Klarheit verschaffen zu müssen. Allerdings —: er legte auch kein allzu großes Gewicht darauf. Er berichtete mit großer Klarheit und mit gewohnter genialer Originalität über die Art seiner Schmerzen — „man müßte,“ bemerkte er z. B. einmal, „die Schmerzen wie Farben unterscheiden können“ — und wünschte, das „Heute“ weniger unangenehm zu verleben, ohne sich um das „Morgen“ besonderen Kummer zu machen. Er war in dieser Beziehung ganz ruhig und erklärte, als er sich mehr an den Rollstuhl gefesselt sah, scherzend: „Ich bin doch wirklich nun lange genug Diplomat gewesen, um mir die Diplomatenkrankheit par excellence (Podagra) auch einmal etwas ausgiebiger gestatten zu können. . .“ Er erwartete nichts „Eigentliches“ mehr, erklärte sich wiederholt für „vollständig abgefunden im Leben“, sprach einmal sinnend: „Nicht Euphorie wünsche ich mehr, sondern Euthanasie“ und sah dem Kommenden mit schöner Ruhe entgegen.

Aber sein Geist, sein Humor, sein Interesse, seine Frische blieben intakt

bis in die letzten Tage. Immer noch war sein Gespräch bei und nach den Wahlzeiten die Freude der Seinen . . . Das Neujahrsfest — die gerade damals durch eine Agentur verbreitete und ihm durch die Zeitung natürlich bekannt gewordene Todesnachricht erheiterte ihn nur — und seinen Geburtstag feierte er in alter Weise. Noch im Laufe des Frühjahrs machte er mit Familiengliedern, Freunden oder dem Arzte Spazierfahrten — darunter sehr lange und heitere — in seinen Wald; noch im Juli wollte er damals hinaus, die Freuden des Landmanns und Eigners an dem, wie ihm gemeldet war, prächtig stehenden Roggen zu genießen, und schon war ein Apparat konstruirt, um ihm bei dieser beabsichtigten Ausfahrt das Einsteigen in den Wagen unter Verhütung von Schmerzen am Fuße zu gestatten. Und als er um die selbe Zeit zum letzten Mal im Rollstuhl den Park und die Terrasse besuchte, da war es ein Strauch wundervoller, eben erblühter La France-Rosen, der ihm Freude bereitere und ein Lächeln entlockte. So hatte selbst für den schwer Kranken das Leben, hatte die geliebte Natur noch immer Freuden.

Erst in den letzten Tagen vor dem Ende kamen hier und da leichte Abirrungen des Bewußtseins, Phantasien, die auf ein Uebergreifen des Allgemeinprozesses auch auf diese Gebiete schließen ließen, vor. Aber auch hier blieb er gewissermaßen noch Herr über das Leiden. Er sprach darüber, erkannte, daß etwas Fremdes vorgegangen war, und faßte Das einmal in die bezeichnenden Worte zusammen: „Heute Nachmittag war ich theilweise etwas außerhalb; jetzt habe ich mich wieder mit mir zusammengefunden.“ Solche Störungen waren indessen nur selten; und so erschien er denn zwei Tage vor dem Ende, nach langen, ziemlich ungünstigen Stunden, wie durch ein Wunder noch einmal erstanden, als sei nichts verändert, zur abendlichen Tafel im Kreise der Seinen. . . . Noch einmal sah man in voller Frische sein klassisches, von Hunderttausenden seiner Volksgenossen im Herzen getragenes und in den fernsten Ländern wohl gekanntes Antlitz, noch einmal entzückte er Alle durch seine graziose, blühende, geistsprühende, hinreisende Rede; noch einmal trank er, wie verjüngt, mit frohem Behagen den bevorzugten Schaumwein; noch einmal saß er nach aufgehobener Tafel in alter Weise, die Pfeife rauchend, an dem gewohnten historischen Platz, — und so steht er denn frisch und kräftig, selbst im letzten Schimmer des schon herabsinkenden Lebenstages noch einmal Sieger, vor allen Denen, die das Glück und den Schmerz erlebt haben, Zeugen seiner letzten Lebenszeit zu sein. Was menschliche Fürsorge zu erreichen vermochte, war erreicht worden: das furchtbare Leiden hatte trotz zehnmonatiger Dauer seine geliebte Gestalt gewissermaßen nur mit mahnendem Finger berühren dürfen. . . . So traf ihn der Tod und nahm ihn, den trotz Allem unverfehrt und aufrecht Gebliebenen, ein erlösender Freund, nach schwerem, aber nur kurzem Kampfe aus unserer Mitte.“

Professor Dr. Ernst Schweminger.



Einheit der Volksbildung.

Dies Gegenstand dieser flüchtigen Bemerkungen habe ich die wichtige und vergleichsweise wenig besprochene Frage gewählt, ob die ungeheuren Unterschiede zwischen den verschiedenen Volksklassen in Beziehung auf Bildung und Kenntnisse eine nothwendige Folge des raschen Anwachsens der menschlichen Erkenntniß sind oder ob sie vielleicht zum Theil auf künstlichen Ursachen beruhen, durch deren Beseitigung die intellektuellen Gegensätze innerhalb der Nationen gemildert oder aufgehoben werden können.

Diese Frage verdient gewiß eine gründliche und gewissenhafte Erörterung. Denn thatsächlich giebt es in unserer heutigen Gesellschaftsordnung besonders zwei Momente der Differenzirung, die oft, aber keineswegs immer, zusammenfallen; nämlich Besitz und Bildung. Die Gegensätze, die durch die Verschiedenheit des Besitzes hervorgebracht werden, namentlich das Verhältniß zwischen den besitzenden und den besitzlosen Klassen, sind Gegenstand einer täglich anwachsenden sozialistischen und sozialpolitischen Literatur, einer unaufhörlichen Besprechung in Parlamenten, Zeitungen und Vereinen geworden, so daß es gegenwärtig wohl nur wenige Personen geben wird, die von den durch jenen Gegensatz hervorgerufenen Fragen nicht wenigstens eine flüchtige Kenntniß besitzen.

Dagegen haben die Gegensätze, die innerhalb der Nationen in Beziehung auf Bildung und Kenntnisse bestehen, verhältnißmäßig noch wenig öffentliche Beachtung gefunden. In der sozialistischen und sozialpolitischen Literatur werden diese Unterschiede fast immer nur als ein Moment des großen Gegensatzes zwischen den besitzenden und den besitzlosen Klassen aufgefaßt. In der That läßt sich auch nicht verkennen, daß die intellektuelle Ausbildung in unserer Zeit, wo die Erfahrungswissenschaften mit ihrem großen und kostspieligen Apparat dominiren, in immer steigendem Maße von dem Besitz äußerer Mittel abhängig wird. Dennoch wird Niemand leugnen, daß der Gegensatz zwischen den Besitzenden und den Besitzlosen mit dem zwischen den Gebildeten und den Ungebildeten auch heute keineswegs zusammenfällt, was schon daraus hervorgeht, daß gerade die größten Gelehrten, Dichter und Künstler aller Nationen, wenn sie nicht aus reichen Familien stammen oder für die Interessen und das Raffinement der Reichen arbeiten, sich meistens in mäßigen, oft in dürftigen Vermögensumständen befinden. Wenn daher der Gegensatz in Bildung und Kenntnissen, der die Kulturvölker in ähnlicher Weise trennt wie die Unterschiede im Besitz, bisher die öffentliche Aufmerksamkeit gleichwohl in viel geringerem Maße auf sich gezogen hat, so ist dafür jedenfalls die Thatsache maßgebend gewesen, daß ein völlig müheloser Erwerb von Bildung und Kenntnissen, wie ihn auf dem Gebiet des Besitzes das Erbrecht vermittelt, überhaupt unmöglich ist und daß die Aneignung einer Wissenschaft

oder Kunst, auch wenn sie durch reiche äußere Mittel unterstützt wird, doch immer eine Sache der persönlichen Bethätigung und der natürlichen Begabung bleibt.

Stellen wir nun zuvörderst im Allgemeinen fest, inwiefern die Verschiedenheit in Bildung und Kenntnissen überhaupt aufgehoben oder gemildert werden kann, wobei wir uns ohne einen ungerechtfertigten Optimismus die Annahme erlauben können, daß die sozialen Zustände in Staat und Wirtschaft eine fortschreitende Verbesserung und Umgestaltung zu Gunsten der Armen und Schwachen erfahren werden. Um jene Frage beantworten zu können, werden wir zwei Hauptgebiete der wissenschaftlichen Erkenntniß unterscheiden müssen: die allgemeine Bildung und die Fachbildung.

Unter dem vieldeutigen Begriff der allgemeinen Bildung pflegen wir eine Summe von Kenntnissen und Fertigkeiten zusammenzufassen, die das Handeln und Genießen des Einzelnen ohne Rücksicht auf eine bestimmte Berufsthätigkeit unterstützen sollen. Hierher gehört namentlich die sogenannte Elementarbildung (Lesen, Schreiben, Rechnen), die Kenntniß alter und moderner Sprachen und ihrer Literatur, eine gewisse Vertrautheit mit den Grundlagen der Naturwissenschaft, der Geschichte und der Geographie, sowie auch des staatlichen und des sittlichen Lebens. Ein völliges Fehlen dieser Bildung wird in unserer Zeit der allgemeinen Schulpflicht bei den Kulturnationen nur in den seltensten Fällen vorkommen. Aber es ist zugleich klar, daß eine gleichartige allgemeine Bildung heute noch weit entfernt ist, ein Gut des gesamten Volkes zu sein. Vielmehr ist es das Maß der allgemeinen Bildung, wodurch der Gegensatz zwischen Gebildeten und Ungebildeten hervorgebracht wird.

Dadurch nun, daß der Gebildete die Elemente der allgemeinen Bildung in weit größerem Umfang beherrscht als der Ungebildete, besitzt er über Diesen eine ungeheure Ueberlegenheit im privaten und noch mehr im öffentlichen Verkehr; und in zweifelhaften Fällen wird deshalb der Gebildete sein Interesse gegen den Ungebildeten siegreich behaupten. Wie schwer wird, um nur auf ein häufig vorkommendes Beispiel zu verweisen, ein sonst tüchtiger Fachmann eine leitende Stellung erlangen oder behaupten, wenn er die Fremdwörter, wie Das häufig bei ungebildeten Personen vorkommt, unrichtig gebraucht.

Von der allgemeinen Bildung ist die Fachbildung zu unterscheiden, 'o. 'q. der 'zuvörderst von Kenntnissen und Fertigkeiten, 'die nur 'für eine 'bestimmte Berufsthätigkeit erforderlich sind. Die Grenzlinie zwischen der allgemeinen und der Fachbildung läßt sich freilich nicht immer mit voller Sicherheit ziehen, schon deshalb nicht, weil sehr häufig die Elemente einer Wissenschaft zur allgemeinen Bildung, die schwierigeren Theorien dagegen zur Fachbildung gehören. So bilden die einfachen Rechnungsoperationen einen nothwendigen Bestandtheil der allgemeinen Bildung, aber die Differential- und Integralrechnung gehören zur Fachbildung des Technikers, Physikers und Astronomen.

Eine gewisse Kenntniß des Lateinischen und Französischen ist in Deutschland eins der sichersten Merkmale allgemeiner Bildung; aber selbst von sehr gebildeten, ja gelehrten Personen verlangt man keine Kenntniß des Sanskrit oder der darin geschriebenen Literatur. So schwankend daher, der Natur der Sache nach, die Grenze zwischen der allgemeinen und der Fachbildung ist, so leicht lassen sich doch, wenigstens im Großen und Ganzen, die Elemente des menschlichen Wissens und Könnens nach den angegebenen Merkmalen unter die zwei Kategorien der allgemeinen Bildung und der Fachbildung subsumiren.

Es ist nun klar, daß die Frage, inwiefern die Gegensätze in Bildung und Kenntnissen, die wir bei den Kulturnationen vorfinden, einer Milderung oder Ausgleichung fähig sind, sich fast ausschließlich auf die allgemeine Bildung beziehen muß. Auch der Umfang der allgemeinen Bildung ist freilich Schwankungen unterworfen. Ich erinnere nur daran, daß die Kenntniß des Lesens und Schreibens heute zu den Bildungselementen gehört, die man ohne Weiteres bei Jedem voraussetzt, während im Mittelalter oft Regenten, Dichter und andere hochstehende Personen ohne Einbuße an ihrem persönlichen Ansehen des Lesens und Schreibens unkundig waren. Aber in jedem Zeitraum umfaßt die allgemeine Bildung ein bestimmtes Maß von Kenntnissen und Fertigkeiten, das, eben weil deren Aneignung für sehr weite Kreise möglich sein muß, niemals gewisse Grenzen überschreiten darf und im Laufe der geschichtlichen Kulturentwicklung nur sehr allmählich Modifikationen und Erweiterungen unterworfen ist. Hier ist also die Frage möglich und berechtigt: Muß der Antheil der weitesten Volkskreise an den Elementen allgemeiner Bildung wirklich ein so geringer sein wie bisher? Ist hier nicht eine Milderung und als letztes Ziel eine Ausgleichung der Gegensätze möglich?

Dagegen läßt sich mit voller Bestimmtheit voraussagen, daß eine allgemeine Verbreitung der für die verschiedenen Berufe erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten niemals erreicht werden wird, ja, daß die Fachbildung ihrer Natur nach eine Tendenz zur Ungleichheit und Spezialisirung besitzt. Je mehr Wissenschaft und Technik sich vervollkommen, je mehr die technische und wissenschaftliche Literatur anschwillt, desto weniger kann man hoffen, daß diese ungeheure Masse von Erfahrungen Gemeingut Aller werden wird. Ist es doch eine allgemein bekannte Erscheinung, daß sogar die Ärzte, Juristen und andere Fachmänner immer mehr den Ueberblick über die Fortschritte in der Wissenschaft und Praxis ihres Berufes verlieren und durch die fortschreitende Entwicklung dazu gebrängt werden, sich einzelnen begrenzten Gebieten ihres Faches zu widmen. Mit einem Worte: es ist keinem Zweifel unterworfen, daß das Gesetz der Arbeitstheilung das weite Gebiet der Fachbildung eben so beherrscht wie das wirthschaftliche Leben.

Aber wenn wir die Ungleichheit in der Fachbildung als eine unver-

meidliche Thatsache hinnehmen müssen: können wir hoffen, daß die Gegensätze in Betreff der allgemeinen Bildung vollständig schwinden werden oder doch wenigstens sehr gemildert werden können? Gewiß können wir, so lange unsere heutigen wirthschaftlichen Zustände mit ihren ungeheuren Vermögensunterschieden bestehen, uns nicht der Hoffnung hingeben, eine vollständige Gleichheit der allgemeinen Bildung herbeizuführen, — schon deshalb nicht, weil diejenigen Volksklassen, denen durch ihren Besitz Masse und Gelegenheit zur Aneignung der allgemeinen Bildungselemente geboten wird, den Volksmassen, die durch ununterbrochene physische Arbeit sich den Lebensunterhalt erwerben müssen, in dieser Richtung immer weit überlegen sein werden. Das darf uns aber natürlich nicht verhindern, auch in unserem heutigen sozialen Zustand auf die Ausgleichung der Bildungsgegensätze hinzuwirken und alle Mittel in Anwendung zu bringen, die unter unseren Verhältnissen sich überhaupt als möglich erweisen.

Konstatiren wir vor Allem, daß in unserer heutigen Volksschule in Verbindung mit der allgemeinen Schulpflicht schon bedeutende Elemente der Annäherung gegeben sind. Die Kenntniß des Lesens, Schreibens und Rechnens, die Anfangsgründe der Geschichte, Geographie und Naturwissenschaft kann sich in unseren Kulturstaaten Jedermann in der Volksschule aneignen. Dadurch werden besonders strebsame und tüchtige Personen in den Stand gesetzt, durch Selbstunterricht zu einer umfassenderen allgemeinen Bildung, ja selbst bis zu gelehrter Bildung vorzudringen.

Ein zweites Moment, das die Verbreitung allgemeiner Bildung fördert, ist die sich stetig vermehrende Volksliteratur, insbesondere die populär-wissenschaftliche Literatur, die Belletristik, das Theater, die periodische Presse. Die verbesserten Verkehrseinrichtungen haben namentlich bei der Zeitungspressen eine ungeheure Vervollkommnung des Nachrichtenwesens möglich gemacht. Wer heute eine Zeitung liest, gleichviel welcher Parteirichtung, kann sicher sein, über alle wichtigeren Zeitereignisse unterrichtet zu werden und so in gewissem Sinne das Leben der ganzen Menschheit mitzuleben. In diesem fortlaufenden Unterricht über alle Zeitereignisse, der den Einzelnen über die engen Schranken seines individuellen Daseins erhebt, erblicke ich eine der wichtigsten Quellen allgemeiner Bildung.

Ferner ist die Literatur heute weit leichter zugänglich als in früherer Zeit. Namentlich hat dazu beigetragen, daß die wissenschaftliche Literatur sich seit dem siebzehnten Jahrhundert in immer steigendem Maße der Volkssprache bedient.

Endlich ist hierher noch eine Institution zu rechnen, die zwar erst in den Anfängen steht, aber doch in die weitesten Fernen blickt. Ich meine die volksthümlichen Hochschulkurse, die nach englischem Muster zuerst in Wien



und dann auch an anderen deutschen Hochschulen eingeführt worden sind. Bisher hatte bloß die Kirche und bis zu einem gewissen Grade auch der Staat das Ohr des Volkes, nicht die Wissenschaft. Das Ideal wäre erreicht, wenn neben der supranaturalistischen Kirchenlehre, die von tausend Kanzeln verkündet wird, sich ein zweites System der Volksbelehrung auf rein wissenschaftlicher und empirischer Grundlage entwickeln würde.

Sieht man von diesen Momenten ab, die der Ausgleichung der Gegensätze auf dem Gebiete der allgemeinen Bildung günstig sind, so ist unser Bildungswesen noch sehr aristokratisch organisiert. Unser heutiger Kulturstaat, die alten Monarchien nicht ausgenommen, nimmt in seine Verfassung immer mehr demokratische Elemente auf; ich erwähne nur, daß das allgemeine Stimmrecht im Verlauf von wenigen Jahrzehnten seinen Rundgang durch Europa gemacht hat. Die übrigen Gebiete der staatlichen Thätigkeit, z. B. die Heeresverwaltung und die innere Verwaltung, sind allerdings dieser demokratischen Tendenz nicht überall in genügendem Maße gefolgt und am Wenigsten ist Das bei dem höheren Bildungswesen der Fall, das noch überall den aristokratischen Typus des Mittelalters bewahrt hat.

Es wäre gewiß eine dankbare Aufgabe, das gesammte Bildungswesen, insbesondere das höhere, von dem Standpunkte aus zu beleuchten, ob unsere Einrichtungen einer Reform im Sinne einer Ausgleichung der Bildungsgegensätze fähig sind. Aber es ist klar, daß eine Frage von solchem Gewicht und von solchem Umfang die engen Grenzen eines Aufsatzes weit überschreitet. Ich muß mich deshalb darauf beschränken, aus der Fülle des sich darbietenden Stoffes die wichtigsten Gesichtspunkte hervorzuheben.

Eins der stärksten Hindernisse, das der Ausgleichung der Gegensätze in der allgemeinen Bildung entgegensteht, ist die beherrschende Stellung, die das Studium des klassischen Alterthumes und der klassischen Sprachen in unserem höheren Bildungswesen einnimmt. Kaum irgend ein Unterschied in Bildung und Kenntnissen macht sich in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben so geltend wie der zwischen den klassisch und humanistisch Gebildeten und denen, die dieser Bildung ermangeln.

Der Gegensatz ist übrigens uralt. Schon bei den Römern war der Unterschied zwischen denen, die griechische Bildung genossen hatten oder nicht, sehr merkbar und dieser Unterschied hat sich während des ganzen Mittelalters bis auf unsere Zeit erhalten, nur daß das Abendland den Kreis der klassischen Bildung durch Aufnahme der lateinischen Sprache und Literatur erweiterte. Das einzige Kulturvolk, das von diesem Gegensatz verschont blieb, sind die Griechen, bei denen, so viele Kulturelemente sie von den Egyptern und den älteren semitischen Völkern übernommen hatten, niemals das Studium einer fremden Kultur auch nur entfernt die Wichtigkeit gewann wie bei uns der

klassische Unterricht. Diefem Umstand verdankte die griechische Bildung hauptsächlich ihren einheitlichen und harmonischen Charakter.

Daß durch das Studium des klassischen Alterthumes ein tiefer Gegensatz innerhalb der Kulturnationen hervorgebracht wird, dessen Beseitigung an sich wünschenswerth wäre, werden Alle zugeben, welche die möglichste Gleichheit in allen Lebensverhältnissen als ein erstrebenswerthes Ziel ansehen. Aber würde eine allmähliche Verdrängung der Antike aus unserem Kulturbewußtsein nicht der allgemeinen Bildung unheilbare Wunden schlagen? Ist das Alterthum nicht noch heute in Wissenschaft, Kunst und staatlichem Leben ein unentbehrliches Muster? Müssen wir den Gegensatz nicht als eine unvermeidliche Folge der Thatsache betrachten, daß wir die Erben einer uralten Kulturentwicklung sind, deren Vortheile wir nicht ohne ihre Schattenseiten genießen können? Fast alle akademisch Gebildeten werden geneigt sein, diese Fragen, die für jeden Gesellschaftszustand von Wichtigkeit bleiben werden, mit einem entschiedenen Ja zu beantworten.

In der That gab es eine Zeit — die Epoche der Renaissance —, in der durch das Studium des klassischen Alterthumes in die Auffassung von Wissenschaft, Kunst, Recht und Staat eine so ungeheure Fülle von neuen Gedanken und Bestrebungen eindrang, daß man mit gutem Grunde sagen kann: Die Vortheile der klassischen Studien haben die Nachtheile in jener Zeit weit überwogen. Auch waren die verschiedenen Volkskreise in der Epoche der Renaissance durch die ständischen Ordnungen des Mittelalters noch so sehr geschieden, daß die Einführung eines weiteren Gegensatzes, der überdies einer höheren Ausbildung zu Statten kam, leicht verschmerzt werden konnte. Aber heute, wo wir, eben auf den Schultern des klassischen Alterthumes, in Wissenschaft, Recht und selbst in der Kunst weit über die Kultur der Griechen und Römer hinaus geschritten sind, hat die klassische Bildung schwerlich mehr für uns einen solchen Werth, daß die gewichtigen sozialen Nachtheile ruhig hingenommen werden müßten. Hier wiederholt sich ein Vorgang, der auch sonst oft in der Kulturgeschichte eingetreten ist: geistige Einflüsse, die in einem bestimmten Kulturzustande wohlthätig und fördernd gewirkt haben, werden zu Fesseln und Hemmnissen des weiteren Fortschreitens.

Zwei Gründe lassen vornehmlich für unsere Zeit das Studium des Alterthumes weniger ersprießlich erscheinen als für frühere Zeiten: ein praktischer und ein theoretischer.

Was zunächst den praktischen Gesichtspunkt betrifft, so kann man die antike Weltanschauung durchgreifend aristokratisch und individualistisch nennen. Schon der Umstand, daß die antike Gesellschaft überall auf der Sklaverei beruhte und dagegen innerhalb des antiken Kulturkreises niemals ein wirklicher Widerspruch erhoben wurde, hatte zur nothwendigen Folge, daß das

praktische Ideal der klassischen Völker immer nur das Wohlbefinden eines engen Volkskreises, niemals die Wohlfahrt Aller, sein konnte. Der Typus dieser Weltanschauung ist das Römische Recht, das noch heute weite Gebiete unseres sozialen Lebens beherrscht und nicht zum geringsten Theile die Grundlage mancher sozialen Uebelstände der Gegenwart bildet. Aber auch die ganze übrige griechisch-römische Literatur ist von diesem streng aristokratisch-individualistischen Geiste erfüllt und es kann deshalb auch kaum fehlen, daß Derjenige, der sich in das antike Leben, namentlich in der Zeit der frischen geistigen Empfänglichkeit, vertieft, von der menschenverachtenden und selbstfüchtigen Weltanschauung des Alterthumes beeinflusst wird.

Aber auch ein wichtiger theoretischer Gesichtspunkt läßt uns die vorherrschende Stellung der klassischen Studien als ungerechtfertigt erscheinen. Der größte Vorzug, der unser heutiges geistiges Leben vor der antiken Kultur auszeichnet, ist die erfahrungsgemäße Wissenschaft. Eine Empirie, wie sie unserer heutigen Wissenschaft eigenthümlich ist, war den Alten nur in geringem Maße bekannt. Selbst Aristoteles, der unter den Alten der Erfahrung und Beobachtung vielleicht den weitesten Raum anwies, ist weit entfernt, bloß erfahrungsgemäße Wissenschaft zu treiben. Thatsächlich haben die großen Naturforscher seit dem sechzehnten Jahrhundert ihre Methoden und Theorien erst gegen den Widerspruch der Scholastik, die auf den Anschauungen des Stagiriten beruhte, durchsetzen müssen: Jeder, der die griechisch-römische Literatur durchforscht hat, wird oft über den Wunderglauben gelächelt haben, von dem selbst die hervorragendsten Schriftsteller nicht frei sind. Kurz: als Vorbereitung für die exakte Forschung-oder für die Aneignung ihrer Resultate kann das klassische Studium gewiß nicht gelten.

Freilich rühmt man den Erzeugnissen der antiken Literatur nicht ohne Grund ihre Formvollendung nach; und vom Standpunkt des ästhetischen Raffinements mag man die durch das Studium der Antike erlangte Schulung des Schönheitssinnes für unerseßlich halten. Allein wir besitzen auch in der modernen Literatur und Kunst eine Fülle von Mustern, die mit den Leistungen der Griechen und Römer wohl wetteifern können, und schließlich können alle ästhetischen Vorzüge des Alterthumes gegenüber den gewaltigen sozialen Nachtheilen, die mit der dominirenden Stellung des klassischen Unterrichtes verbunden sind, kaum ernstlich in Betracht kommen.

Wir verlangen also, daß allmählich das klassische Studium, so weit es überhaupt vom Staate abhängt, aus unserem Bildungsgange ausgeschaltet und durch eine tiefere Erfassung der modernen Kultur, der modernen Literatur und der modernen Sprachen ersetzt wird.

Aber es genügt nicht, daß die höhere Bildung durch Ausschcheidung veralteter Elemente vereinfacht und dem Verständniß der Massen näher gebracht

wird. Auch der eigentliche Volksunterricht bedarf, um eine allmähliche Ausgleichung der Gegensätze in der allgemeinen Bildung herbeizuführen, einer Läuterung und Vervollkommnung.

Es wäre leicht, über diese viel umstrittene Frage, die im Mittelpunkt der Tagesinteressen steht, statt einer Abhandlung hundert zu schreiben. In zwei Richtungen unterscheidet sich in den meisten europäischen Staaten die Volksschulbildung von dem höheren Bildungswesen. Vor Allem durch den geringeren Umfang des durch die Volksschule vermittelten Bildungstoffes; diese Verschiedenheit ist durch die heutigen sozialen Verhältnisse gegeben. Dann aber verfolgt die Volksschule nicht bloß den Zweck, ihren Schülern durch die zweckmäßigsten Methoden eine möglichst große Masse von nützlichen Kenntnissen beizubringen, sondern der Volksschulunterricht hat eine praktische, sittlich-religiöse Tendenz. Dagegen kann man sagen, daß in den höheren Bildungsanstalten der Unterricht im Großen und Ganzen vollständig verweltlicht ist.

Ich glaube, daß in dieser Verschiedenheit der Grundtendenzen, die das höhere und niedere Bildungswesen von einander scheiden, eins der wesentlichsten Momente für die Verschärfung des oft charakterisirten Gegensatzes gegeben ist. So lange der Staat von der Ansicht ausging, daß die großen Massen vor Allem in Gehorsam und Unterwürfigkeit zu erhalten seien, mochte es konsequent sein, auch das Volksbildungswesen von diesem Gesichtspunkt aus zu gestalten. Heute, wo auch die besitzlosen Volksklassen immer mehr zur Theilnahme an der Leitung des Staates zugelassen werden, hat jener Unterschied seine natürliche Grundlage verloren. Auch die unteren Volksklassen können und werden verlangen, daß der ihnen ertheilte Unterricht lediglich von pädagogischen Zwecken beherrscht wird.

Frankreich ist in dieser Richtung, wie in so vielen, den europäischen Nationen vorangegangen. Es hat nicht nur den Volksschulunterricht vollständig verweltlicht, sondern es läßt auch in seinen Schulen eine bürgerliche Moral lehren, die von den religiösen Triebfedern vollständig losgelöst ist. Daß sich bei dieser Scheidung von Unterricht und Religion die Kirche, die ja in ihrem sittlichen Lehramt keineswegs behindert ist, sehr wohl befindet, zeigt der Umstand, daß das Oberhaupt der katholischen Kirche bekanntlich mit der französischen Republik in den freundschaftlichsten Beziehungen steht.

Gar oft haben konservative Staatsmänner und Rechtsphilosophen die Behauptung aufgestellt, daß nur eine auf Religion begründete Sittlichkeit möglich ist. Diese Ansicht hat eine gewisse äußere Berechtigung in Kulturzuständen, in denen das gesammte Volk noch vollständig von religiösen Ueberzeugungen erfüllt ist. In unserer Zeit ist aber der Kirchenglaube nicht nur bei den höher gebildeten Volkschichten sehr erschüttert, sondern die religiösen Ueberzeugungen haben auch in weiten Kreisen der arbeitenden Volks-

klasse ihre Festigkeit und Sicherheit verloren. Wenn aber, wie es in den meisten europäischen Staaten allerdings der Fall ist, in den öffentlichen Schulen nur eine konfessionelle Moral gelehrt wird, so ist die Gefahr vorhanden, daß mit der Erschütterung der religiösen Ueberzeugungen auch die darauf begründete Sittlichkeit gefährdet wird. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß gar manche sittliche Mißstände unserer Zeit in dieser ausschließlich religiösen Färbung unseres Moralunterrichtes ihre eigentliche Grundlage haben.

Das Ueberwiegen des klassischen Studiums in unserem höheren Bildungswesen und die theologische Färbung des Volksschulunterrichtes sind die wichtigsten — aber keineswegs die einzigen — Ursachen, die in der allgemeinen Bildung die großen Gegensätze hervorrufen. Jedenfalls verdient die Frage, wie diese Gegensätze zu mildern seien, die gründlichste Prüfung. Wer freilich die aristokratische Staatsauffassung vertritt, wer mit Stahl und Treitschke eine kleine Gruppe von Staatsbürgern von vorn herein zu Herrschaft und Genuß, die übrigen Bürger dagegen zu mühevoller Erwerbsarbeit berufen glaubt, wird die aufgeworfene Frage kaum verstehen. Wer dagegen jede nicht unbedingt nothwendige Ungleichheit unter den Volksgenossen als ein Unrecht und als ein Unglück betrachtet — als ein Unglück, nicht nur für die Zurückgesetzten, sondern auch für die Begünstigten —, wird in dieser Frage sicher eins der wichtigsten sozialen Probleme sehen.

Wien.

Professor Dr. Anton Wenger.



Die Ohrenbeichte.

Von norddeutschen Lesern, die dem evangelischen Bekenntniß ergeben sind, werde ich manchmal befragt, was es denn mit der katholischen Ohrenbeichte eigentlich für eine Bewandniß habe, ob sie wirklich bestehe und wie sie vor sich gehe. Man kann sich dort die Sache nicht recht vorstellen. Alle seine Sünden einem Anderen, oft Stodfremden, ins Ohr zu sagen: Das kommt Manchem so unerhört und unglaublich vor.

Mit einem katholischen Priester kann man über diesen Gegenstand nicht unbefangenen sprechen. Der wird nur die Keußerlichkeiten angeben und das Dogmatische erklären können; im Uebrigen muß er das Beichtgeheimniß wahren um jeden Preis, selbst wenn es sein Leben kosten sollte. Das ist ja die Geschichte des Heiligen Johannes von Pomul. Der Böhmenkönig Wenzel war auf seine

schöne Gemahlin eifersüchtig und wollte von ihrem Beichtvater wissen, was sie ihm beichte, ob sie etwa einen Andern liebe und wen und wie. Der Beichtvater Johannes verweigerte die Preisgebung des Beichtgeheimnisses; deshalb ließ ihn der König auf der Pragerbrücke in den Moldaufluß stürzen.

Der Laie aber, der gebeichtet hat, ist zur Wahrung des Beichtgeheimnisses nicht verpflichtet; und so bin ich in der Lage, die katholische Ehrenbeichte, mit Umgehung des Dogmatischen, äußerlich und innerlich ziemlich genau beschreiben zu können. Ich hoffe, man wird keine Profanirung des katholischen Sakramentes darin finden; eine solche liegt mir fern. Aber eine kleine Selbstpreisgebung wird nicht ausbleiben; liegt es doch schon im Tenor der Beichte: Ich bin ein armer, sündiger Mensch!

Der gute Katholik geht jährlich drei- bis viermal, „zu allen heiligen Zeiten“, wie er sagt, zum Beichtstuhl, besonders aber vor einer Gefahr, in die er sich zu begeben hat, oder vor einer wichtigen Unternehmung überhaupt. Die Kirche schreibt vor, jährlich wenigstens einmal zu beichten, und zwar zu Ostern. Um die Osterzeit verabreicht der Beichtvater jedem Beichtkinde nach vollzogener Handlung den Beichtzettel, einen Schein, der nachher im Pfarramt vorzuweisen ist, der Kontrolle wegen. Der Beichtzettel enthält das Bild des betreffenden Pfarrkirchenpatrones, irgend einen biblischen Spruch, die Worte „Zeugniß der abgelegten Osterbeichte“ und die Jahreszahl. Unmittelbar nach der Beichte, das Sakrament der Buße genannt, empfängt man das Sakrament des Altars: vor dem Altar, am „Speisegitter“, wird von Priesters Hand die Hostie in den Mund gelegt. Das ist die Kommunion.

Hier haben wir es mit dem Beichtstuhl zu thun.

Dem Fremden werden in den katholischen Kirchen die meist braun angestrichenen Holzkästen auffallen, die in Seitenschiffen oder anderen Winkeln an der Wand stehen. Jede Kirche hat deren einen bis drei; Wallfahrtskirchen haben oft ein ganzes Dupend. Diese Kästen sind vorn unten mit einem Thürlchen, oben mit einem dunklen Vorhange versehen. An beiden Seiten sind Fensterchen angebracht, die ein aus Spähnen geflochtenes Gitter und von innen einen Schieber haben. Von außen giebt es vor jedem dieser Fensterchen eine Kniebank, auf die der Beichtbesessene hinkniet. Dieser Beichtende ist vor den Augen der Menge nur zum Theil in einer Art Nische gedeckt, während der Priester, der im Kasten hinter dem Vorhang sitzt, durch das Fensterchen nur vom „Beichtkinde“ allein gesehen werden kann. Der Beichtvater hat über seinem Talar die Stola um, zum Zeichen, daß er „anstatt Gottes da ist“. Die Sünden, die er absolviert, sind dem Beichtenden abgenommen, als hätte er sie nie begangen. Aber nicht Jeder wird losgesprochen. Der Dieb wird nicht losgesprochen, bevor er das unrechte Gut erstattet hat. Der Rachgierige wird nicht losgesprochen, bevor er dem Feinde verziehen hat. Der Ehrabschneider wird nicht losgesprochen, bevor er widerrufen hat. Es geht am Beichtstuhl aber unauffällig vor sich; der Priester sagt nur leise: „Ich kann Dich nicht losprechen. Du darfst nicht zum Tische des Herrn gehen. Bessere Dich. Und wenn Du den Schaden gut gemacht hast, dann komme wieder.“ Damit hat der arme Sünder abzutreten. Er weiß: wenn er in diesem Zustand stirbe, würde die ewige Verdammniß sein Theil werden. Er versucht es vielleicht bei anderen Beichtvätern und es kommt vor,

daß der Eine absolvirt, wo der Andere die Losprechung verweigert hat. Bleibt die Verweigerung aufrecht, dann bekehrt sich der arme Sünder, — oder er gewöhnt sich den Beichtstuhl ab. Manchmal vermittelt der Beichtvater selbst die Zurückgabe des unrechten Gutes. So hat der Pfarrer von Sankt Kathrein am Hauenstein einst meinem Vater fünf Gulden übergeben mit der Weisung, weiter nicht nachzuforschen, woher das Geld komme. Jemand habe ihn (meinen Vater) überdorttheilt und wolle es wieder gut machen.

Die Beichte kann zu jeder Zeit, auch an jedem Orte, an Krankenbetten, bei Unglücksfällen im Freien u. s. w. stattfinden; in der Regel wird sie nur in diesem Kasten, dem Beichtstuhle, an Sonn- und Festtagen während des Gottesdienstes abgehört. Schallt auf dem Chore Gesang oder Instrumentalmusik, so können Beichtkind und Beichtvater ziemlich laut mit einander sprechen; tritt in der Kirche Stille ein, so dämpft sich alsbald auch die Stimme im Beichtstuhl zu leisem Flüstern, damit die Umstehenden nichts vernehmen können. Denn in aller nächster Nähe sind Leute, die entweder ihren Kirchenplatz dort haben oder sich der Reihe nach zu beiden Seiten des Beichtstuhles anstellen, bis sie drankommen. An der einen Seite die Männer, an der anderen die Weiber, die der Priester abwechselnd anhört und abfertigt. Die gewöhnliche Beichte einer Person dauert höchstens fünf Minuten, so daß in der Stunde mehr als ein Duzend drankommen kann. In heißen Fällen gehts freilich länger her, — und da ist es nicht zu leugnen, daß die Umstehenden aufmerksam werden und ihre Ohren spitzen, begierig, worüber denn da drin so lange verhandelt werde.

Das will ich nun verrathen.

Ich nehme eine meiner eigenen Beichten her, und zwar die Adventsbeichte in meinem achtzehnten Lebensjahr. Das ist so zur Zeit, wo man doch schon Mensch wird, dem Himmlischen aber noch treuherzig gegenübersteht.

Es war ein kalter Dezembertag. Während in unserer Pfarrkirche der Kaplan unter schallender Musikkbegleitung der Kirchenkapelle die Korate hielt, saß der alte Pfarrer in seinem Beichtstuhl am mit Kerzen beleuchteten Seitenaltar, zwischen zwei langen Reihen Beichtbrüffener. Als ich noch weit hinten in der Reihe stand, ging es mir zu langsam, wie Einer nach dem Anderen fertig war und wir nachrückten. Als nur noch wenige Personen vor mir waren, ging es mir zu schnell. Mir wurde warm bis in die Zehenspitzen hinab, die doch auf dem nächtlichen Wege vom Gebirge her vor Frost fast empfindungslos geworden waren. Die Gebote der Kirche konnte ich ziemlich aus dem Spiel lassen, denn hierin war der Pfarrer nicht streng; hingegen war er in den zehn Geboten Gottes sehr genau; und so legte ich diesen schrecklichen Maßstab an mein sündiges Herz. Ich nahm mir vor, Alles zu sagen, was ich seit der letzten Beichte Böses gethan hatte, wenn es auch etwa so zu machen wäre, daß die bedenkllicheren Sünden recht rasch und verschliffen hineingesprochen würden, in der Voraussetzung, daß alte Leute gemeiniglich nicht mehr gut hören.

Endlich war der Letzte vor mir weggetorfelt und ich kniete hin ans vergitterte Fensterlein in der Kirche. In diesem Augenblick, während der Pfarrer auf der anderen Seite war, fühlte ich mich wie betäubt, nicht fähig, das vorher im Kopf Geordnete nochmals zu überdenken. Es war ja der Augenblick des Antichambirens bei dem Herrn des Himmels und der Erde. Wohllich klappte

der Schieber auf und im Halbdunkel sah ich das weiße Haupt des greisen Priesters. In einen dicken Pelz war er eingemummt. In der einen Hand hielt er ein blaues Sacktuch, mit der anderen machte er gegen mich das Kreuzeszeichen und lehnte sich dann mit dem Ohr ans Fenster. Ich machte auch das Kreuzeszeichen über Stirn, Mund und Brust, legte das Gesicht ans Gitter, schloß es nach der Seite hin, wo die Leute standen, mit der flachen Hand und begann, den vorgeschriebenen Text zu sagen: „Ich bitte Euer Hochwürden um den heiligen Segen, damit ich meine Sünden recht und vollständig beichten möge.“ Der Priester machte einen leichten Wink mit der Hand; der Segen war ja schon ertheilt. So fuhr ich fort: „Ich armer sündiger Mensch beichte und bekenne Gott, dem Allmächtigen, Maria, seiner hochwürdigen Mutter, allen lieben Heiligen und Euch Priester, anstatt Gottes, daß ich seit meiner letzten Beichte, die zu Öttern geschehen ist, oft und viel mit Gedanken, Worten und Werken gesündigt habe; insonderheit aber gebe ich mich schuldig, daß ich manchmal an heiligen Sachen gezweifelt habe, daß ich oft geflucht und Leute geschimpft habe, daß ich an Sonntagen mehrmals Karten gespielt habe und dabei einmal sogar gefälscht; daß ich Vater und Mutter nicht immer gehorsam gewesen bin; daß ich das Vieh geschlagen habe, daß ich auch einmal gelogen habe, unkeusch gewesen bin und fremdes Eigenthum genommen habe. Ungeduldig und zornig bin ich auch oft gewesen, habe oft das Abendgebet versäumt, bin oft unfleißig in der Arbeit gewesen, habe den alten Einleger Anderl ausgelacht und ihm sogar einmal einen Stein nachgeworfen, einen großmächtigen . . .“ Hierauf beschloß ich das Bekenntniß mit dem vorgeschriebenen Gebet: „Diese und alle meine anderen wissentlichen und unwissentlichen Sünden, die ich entweder selbst begangen habe oder wovon ich Ursache war, sind mir herzlich leid, weil ich Gott, das allerhöchste und liebenswürdigste Gut, damit beleidigt habe. Ich nehme mir ernstlich vor, nicht mehr zu sündigen und alle Gelegenheit zur Sünde zu meiden. Ich bitte Euer Hochwürden um die priesterliche Vossprechung und eine heilsame Buße.“

Damit war mein Bekenntniß beschlossen. Während ich beichtete, waren die Trompeten recht laut gewesen und ich habe mich stellenweise nicht besonders angestrengt, deutlich zu sprechen. Auch hatte ich, während ich alte Sünden bekannte, ein paar neue begangen. Das mit dem Steinnachwerfen war gar nicht wahr; ich hatte damit nur Anderes in den Schatten stellen wollen. Nun schwieg ich.

Der Pfarrer ließ seine Hand mit dem Sacktuch sinken, das er an den Mund gelegt hatte, wendete mir das rundliche, gutmüthige Gesicht zu und fragte leise: „Du hast manchmal an heiligen Sachen gezweifelt. Wie war denn Das?“

Ich antwortete: „Der Heilige Johannes auf der Brücke, ob er bei einer Uberschwemmung wohl wird helfen können, habe ich gezweifelt, weil ich gesehen habe, wie ihn der Schnitzler-Michel aus Holz gemacht hat.“

„Aber Kind!“ sagte der Priester, „die Bildsäulen werden freilich aus Holz gemacht, sie sind auch nur eine Erinnerung an die lieben Heiligen Gottes, die im Himmel unsere Fürbitter sind. Deshalb sollst Du doch das Johannesbild schön verehren und vor ihm beten, wenn Wassernoth ist.“

„Aber es ist vom letzten Hochwasser fortgeschwemmt worden“, konnte ich mich nicht enthalten zu sagen.

Da hob er den Athem und sprach: „Du mußt jedem Tag fleißig beten,

mein Sohn, um die Gnade des heiligen Glaubens. Wer ein hochmüthiges Herz hat und mit der Weltweisheit auszukommen glaubt, Der kann sehr unglücklich werden auf der Welt; Gott verläßt ihn in der Noth. Nur der Demüthige verträgt das Elend und findet den Weg zur ewigen Seligkeit. Wenn Dir der böse Feind einmal den Zweifel einflüstert, so komm mir nur gleich zum Beichtstuhl, damit das Unkraut sich nicht einnistet. Und höre allsonntäglich die Predigt und die heilige Messe, Das wird Dir ein Licht und eine Kraft sein . . . Nun muß ich Dich", fuhr der alte Pfarrer fort, „auch noch fragen des fremden Eigenthumes wegen, das Du genommen hast!"

Die fünf Minuten muhten längst vorüber sein. Was die Umstehenden denken werden! Jetzt, wenn auch noch der Diebstahl zur Verhandlung kommt!

„Bitte Euer Hochwürden um eine heilsame Vossprechung", flüsterte ich. „Im vorigen Herbst habe ich halt mehrmals auf des Nachbarn Acker Rüben ausgenommen und habe sie gegessen, weil der Durst so groß ist gewesen."

Er nickte ein Wenig. „Rüben hast Du genommen von des Nachbarn Acker und gegessen. Das, mein Sohn, ist just kein schwerer Diebstahl; aber gib Acht! Wer oftmals im Kleinen fremdes Gut angreift, Der wird es bald auch im Großen thun. Mit Mein und Dein kann man nicht streng genug sein; und wenn Du künftig die Rüben stehen lässtest und den Durst Gott zu Liebe geduldig erträgst, so stärktest Du Deinen Charakter und erwirbst Dir ein Verdienst, das der liebe Gott reichlich belohnen wird. Ich bitte Dich um Deiner unsterblichen Seele willen: sei in solchen Sachen streng mit Dir!"

Ich werde wohl lebhaft mit dem Kopf genickt haben, denn seine gütigen Worte gingen mir tief. Nun aber wandte der Priester sein Gesicht mir noch unmittelbarer zu und hielt sein Sacktuch an die Wange. Leise und eindringlich fragte er: „Wie bist Du unkeusch gewesen?"

Also doch! . . . Die Schamhaftigkeit stand mit ihrer ganzen Gewalt wider mich und erst auf die wiederholte Frage hauchte ich: „In Gedanken und Werken."

„Der Kranke muß den Arzt in seine Wunden blicken lassen," flüsterte der alte Pfarrer; „was hast Du gedacht?"

Ich preßte mein Gesicht an das Spahnitter und lispelte: „Daß . . . daß ich beim Dienbl schlafen möchte' . . ."

„Und in Werken?"

Meine Wangen waren glühheiß, in den Ohren war ein Saufen, meine ganze Natur begann sich zu krampfen. Und da er nicht nachließ, so sagte ich: „So viel gebuffelt hab' ich sie einmal beim Tanz."

„Wen? Die Magd? Beküßt?" fragte er scharf. „Und weiter? Ich meine . . . Du weißt schon."

„Nein," nickte ich.

Er wurde gleichmüthiger und sprach: „Siehst Du, mein armer junger Mensch, in welchen Gefahren Du schon geschwebt bist! Du bist auf dem Punkt gewesen, Deine Unschuld zu verlieren und Anderen die Unschuld zu rauben. Damit wärest Du tief in eine Todsünde gesunken, die in diesem Leben oft mit dem größten Elend, in jenem aber gar leicht mit der ewigen Verdammniß gebüßt werden muß. Bete nur recht fleißig zum Heiligen Aloisius, daß er durch seine Fürbitte bei Gott Dich vor dieser abscheulichen Sünde bewahre! Denke,

wenn die Versuchung kommt, an die unaussprechliche Eitelhaftigkeit dieses Fasters, denke an die Fäulniß des Leibes und der Seele, denke an den bitteren Tod! Geh, wenn die Versuchung anklopft, sofort an eine harte Arbeit, bete und arbeite ohne Unterlaß, mache, daß Du bereinigt mit reinem Herzen in den heiligen Ehestand treten kannst. Versprich mirs, Kind! Versprich mir, daß Du demnächst keine größeren Sünden zum Beichtstuhl zu tragen hast als heute, und trachte, auch die leichteren Fehler allmählich abzulegen, damit dieses kurze Erdenleben auch Dir zur Weiter in den Himmel wird, auf der Deine Voreltern emporgestiegen sind . . .“

Die runzligen Hände hatte er über das zusammengeknollte Sacktuch gefaltet. So warm und gütig hatte er's gesagt, daß ich meines unrechtlichen Vorhabens vergaß. Meine letzte Antwort war nämlich nicht ganz der Wahrheit gemäß gewesen . . . So wollte ich den Schaden kurz auch noch bei dieser Beichte decken und mein Bekenntniß: „Ich habe gezweifelt, ich habe geküßt, ich habe gelogen“ rasch wiederholen. Ich that es nicht . . . In Zerknirschung darüber, daß ich viel verdeckter war, als der gute Priester dachte, bin ich hingekniet und habe gewartet, wie er jetzt, die flachen Hände vor dem Mund gefaltet, das lateinische Sühngebet sprach. Sieben andächtige Vaterunser und Ave maria zu beten, gab er mir zur Buße auf. Dann machte er über mich das Kreuzeszeichen und ich war . . . absolvirt.

Als ich nachher vom Beichtstuhl hinwegtrat, um dem sicherlich schon ungeduldig gewordenen Hintermanne Platz zu machen, soll mein rothes Gesicht in Quadrateln eingetheilt gewesen sein: so fest hatte sich das Beichtstuhlgitter in die Haut eingedrückt. Aber auch der Eindruck, den meine arme Seele von dieser Beichte mit sich getragen, war ein wesentlicher. Drei Wochen lang habe ich mich sehr bemüht, den guten Lehren des Beichtvaters nachzuleben . . . Später ist aber die Geschichte wieder in Vergessenheit gerathen . . .

Das wäre ein Bild, wies mit der Ohrenbeichte in unserem Alpenvolf gehalten wird. Sie dürfte auch in anderen Ländern wenig von diesem Bilde abweichen. Die Vorschrift ist wohl die selbe. Sünder sind einander überall ähnlich; aber die Beichtväter sind verschieden.

In der vornehmen Welt hat übrigens die Ohrenbeichte andere Formen. Da giebt es kaum den Beichtstuhl. Der Beichtvater und das Beichtkind, vielleicht gar ein Fürst oder eine Königin, setzen sich gemüthlich zusammen und beraten über den Seelenzustand, dehnen ihre Beratungen bisweilen wohl auch auf andere Gebiete aus, auf andere Seelen, — und die auferlegte Buße trägt schließlich nicht immer der Sünder selbst.

Da lehre ich doch lieber zurück zur Beichte des Volkes, die — denn Menschen und Verhältnisse sind zu verschieden — wohl auch ihre grauenhaften Schattenseiten haben mag, in den meisten Fällen aber von wohlthätiger Wirkung ist. Es giebt arme, verlassen Menschen, die Niemanden haben in der weiten Welt, dem sie ihr Herzensanliegen, ihr Seelenelend mittheilen könnten. Der Beichtstuhl steht ihnen offen und manchmal sitzt nebst Gott doch auch ein Mensch drinnen, ein mitleidiger Mensch, der das bekümmerte Wesen theilnehmend anhört und mit liebe reichem Trost aufzurichten sucht.

Die Beichte der Schwerkranken und Sterbenden ist wieder etwas anders; sie hats auch nicht mehr auf Besserung abgesehen, nur auf Trost allein. Von

einem gewöhnlichen Sündenbekenntniß kann da meist keine Rede mehr sein. Der Priester fragt den Kranken einfach, ob er seine Sünden bereue. Der Kranke giebt ein bejahendes Zeichen und erhält die Absolution.

Endlich noch einen Blick auf die Generalbeichte. Diese erstreckt sich auf die Sünden des ganzen Lebens. Sie wird meist nur in beschaulichem Alter im Pfarrhose oder auf dem Siechenbette abgelegt, oder wenn einmal Einer mit Ernst seinen Lebenswandel ändern will. Ist der Beichtvater ein guter Pädagog, so kann eine solche Generalbeichte sehr heilsam werden. In der Waldheimath lebte ein Bauersmann, den die Leute überall gern hatten. Er stand Jedem zu Diensten, war unermülich wohlthätig, ließ keinen Bittenden unerhört von seiner Thür gehen. Als auf solche Art sein Gut aufgezehret war, wandte sich das Blatt. Die Leute, die ihn sonst aufgesucht hatten, wichen ihm aus, weil sie fürchteten, er könnte ihre Hilfe beanspruchen wollen. Er war ganz verarmt und verzagt und dachte ans Sterben. Nun legte er eine Generalbeichte ab und forschte mit seinem Beichtvater darüber nach, wo denn die Ursache seines Unglücks stecke, ob er doch so christlich gegen die Mitmenschen gewesen war und Anspruch auf Segen anstatt auf Armut zu haben glaubte. Und bei dieser gründlichen Lebensdurchsicht stellte es sich heraus, daß es nicht Güte und Barmherzigkeit gewesen war, was ihn einst so wohlthätig handeln ließ, daß er vielmehr nur aus Bequemlichkeit und Schwäche Niemandem was abschlagen konnte. „Mensch!“ soll der Beichtvater zu ihm gesagt haben, „wisse, was Dich zu Grunde gerichtet hat: Deine Laune und Gleichgiltigkeit. Jetzt bist Du vierzig Jahre alt und stehen Dir zwei Wege offen —: entweder als armer, verachteter Knecht und Einleger abzuleben oder stark zu werden, fleißig für Dich und die Deinigen zu arbeiten und das also Erwerbschastete nicht zu verthan. Den leichtfertigen Bettlern mußt Du versagen können, um nicht selbst ein Bettler zu werden. Den Nächsten mehr zu geben als Dir selbst: Das verlangt der Heiland nicht. Und daß Du ein Schwächling seiest, der Alles an die Faulkauer verdröbelt, Das mag er nicht. Niemandem was versagen können: Das ist die Art der Taugenichte, mein Vieber; sie können sicher auch sonst nichts. So Einer warst Du. Du thust für die Allgemeinheit das Beste, wenn Du mit Deiner Familie nicht betteln mußt, sondern allein stehst. Willst Du Das? Willst Du es in allem Ernste, dann kannst Du es. Wenn Du also bereust, bisher so weich und dumm gewesen zu sein, wenn Du den ernstlichen Vorsatz fassst, Deine Sache nicht mehr dem Erstbesten hinzuwerfen, sondern wohlthätig zu sein für Dich, Dein Weib und Kind, so ertheile ich Dir hiermit die Absolution.“ So zu sprechen, wird ein Beichtvater selten in die Lage kommen; aber es war das Richtige. Der Mann hats eingesehen, hat sich geändert; und wenn er in seinem sechzigsten Jahre wieder wohlthätig sein konnte, so geschah es nicht aus Lässigkeit und Schwäche, sondern aus Barmherzigkeit. Und von dieser Eigenschaft hat ihn der Beichtvater nicht wieder zu heilen gesucht.

Aus dieser Darstellung wird auch der nicht katholische Leser ersehen, daß die Grundabsicht der Ohrenbeichte eine gute ist. Soll sie aber stets heilsam wirken, so gehören zwei Hauptbedingungen dazu: der richtige Beichtvater und das richtige Beichtkind.



Vitalismus und Neovitalismus.

Zwei entgegengesetzte Ansichten über die Erklärungsprinzipien der Lebenserscheinungen haben in der Geschichte der Physiologie einander in mehrfachem Wechsel abgelöst. Von den Zeiten des Hippokrates und Galen bis in unsere Tage wogt der Kampf einer natürlichen und einer mystischen Deutung des großen Räthfels hin und her; bald stand die eine, bald die andere Ansicht als Siegerin auf dem Plan. Der letzte große Umschwung vollzog sich in den mittleren Decennien unseres Jahrhunderts. Es war die Ueberwindung des „Vitalismus“.

Die kühnen Hoffnungen der naturwissenschaftlichen Renaissance des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts waren an einigen trotzigen Problemen zerschellt. Die Zurückführung einzelner wichtiger Lebenserscheinungen auf physikalische und chemische Ursachen stieß auf unerwartete und scheinbar unüberwindliche Hindernisse. So war die Resignation gekommen und die mystischen Neigungen des Mittelalters waren von Neuem erwacht. Nachdem mehrere mystisch-spekulative Erklärungsversuche aufgetaucht waren, hatte die Strömung schließlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in dem von Frankreich aus verbreiteten „Vitalismus“ ihren allgemein anerkannten Ausdruck gefunden. Die Lebenserscheinungen sollten ihre Ursache in der „Lebenskraft“ haben, einer spezifischen Kraft, die nur in den lebendigen Organismen wirksam sei und nichts mit den Kräften der anorganischen Natur gemein habe. „Hypermécanique“ war die Lebenskraft und unerforschbar, daher auch nicht zu definiren oder näher zu charakterisiren. Aber daß eine solche besondere Kraft angenommen werden müsse, schienen die gerade damals so viel diskutirten Lebenserscheinungen der Irritabilität, der Entwicklung und besonders die damals neuentdeckten Erscheinungen der thierischen Elektrizität unabweislich zu fordern. So war der Begriff der Lebenskraft schließlich selbstverständlich geworden und das Wort fand die ausgebreitetste Anwendung.

Die Mystik der vitalistischen Lehre wurde nur langsam durch die grundlegenden naturwissenschaftlichen Entdeckungen unseres Jahrhunderts beseitigt. Den ersten Stoß gab ihr bekanntlich Wöhler im Jahre 1828, als er den Harnstoff, ein typisches Produkt des thierischen Stoffwechsels, das, wie die Vitalisten annahmen, nur unter Mitwirkung der Lebenskraft gebildet werden könne, im Laboratorium zu Göttingen synthetisch darstellte. Dieser Synthese sind seitdem viele andere gefolgt, als glänzendste wohl diejenige des Zuckers durch Emil Fischer. Auf dynamischem Gebiet wurde der Lehre von der Lebenskraft der Boden entzogen durch die Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft und seine Konsequenzen. Der tiefere Einblick in die allgemeine Energetik, den die Entdeckung von Robert Mayer

und Helmholtz eröffnete, zeigte eine Fülle von Verhältnissen in der leblosen Natur, die in energetischer Beziehung durchaus den Irregularitätserscheinungen im Organismus analog sind. Die Anwendung der kalorimetrischen Methoden auf den Organismus durch Helmholtz, Dulong, Desprez, Noënthal, Rubner und Andere ergab, daß die gesammten energetischen Leistungen des thierischen Organismus ganz allein bestritten werden durch die potentielle Energie, die in Form von chemischen Affinitäten mit der Nahrung in den Körper eingeführt wird, so daß für eine besondere Lebenskraft kein Platz übrig bleibt. Die anscheinend so wunderbaren Erscheinungen der thierischen Elektrizität wurden durch die Untersuchungen von Du Bois-Reymond, Hermann, Hering und vielen Anderen ihres mythischen Schwandes vollkommen entkleidet. Für die seltsamen Erscheinungen der organischen Formbildung und Entwicklung schließlich zeigten die epochemachenden Ideen von Lamarck, Darwin, Haeckel und Anderen den Weg einer natürlichen Erklärung. Alles Dieses führte zu einem allmählichen, aber glänzenden Siege über die Mystik des Vitalismus. Die Vernichtung der Lehre von der Lebenskraft war so vollkommen, daß der Begriff der Lebenskraft aus der neueren Naturwissenschaft gänzlich verschwand und daß der Eifer, mit dem der Kampf gegen den Vitalismus von einzelnen Forschern geführt worden war, in der jüngeren Generation von Naturforschern vielfach kaum noch das richtige Verständniß findet.

Um so wunderbarer mußhet es uns an, daß in der letzten Zeit von Neuem vitalistische Neigungen in der Naturwissenschaft aufzutauhen scheinen. Und seltsam: diese „neovitalistischen“ Bestrebungen gehen im Wesentlichen nicht von den jüngeren Naturforschern aus, sondern vorwiegend von der älteren Generation, die den Sieg über den alten Vitalismus wissenschaftlich noch miterlebt und mitgefeiert hat. An den verschiedensten Punkten trifft man da wieder auf die Worte „Lebenskraft“ und „Vitalismus“; und genau wie beim alten Vitalismus sind auch hier die Begriffe mehr oder weniger verschwommen, unklar, schwer zu fassen. Allein so viel geht doch aus einer genaueren Prüfung dieser „neovitalistischen“ Bestrebungen hervor: sie haben mit dem alten Vitalismus kaum etwas Anderes als den Namen gemein und Das, was von ihren Vertretern als „Vitalismus“ oder „Neovitalismus“ bezeichnet wird, ist zum Theil ganz heterogen.

Ich habe bereits in einem auf der frankfurter Naturforscher-Versammlung im Jahre 1896 gehaltenen Vortrage („Erregung und Lähmung“) darauf aufmerksam gemacht, daß sich zwei ganz verschiedenartige Formen des modernen Vitalismus erkennen lassen, die ich als den „mechanischen“ und den „psychischen Vitalismus“ unterschieden habe. Die Ausdrücke mögen etwas paradox klingen, sie bezeichnen aber das Wesen der Sache.

Der „mechanische Vitalismus“ steht durchaus auf dem Boden einer

mechanischen Auffassung der Körperwelt. Er ist der Ansicht, daß den Lebenserscheinungen eben so wie den Erscheinungen der anorganischen Natur chemische und physikalische Ursachen zu Grunde liegen. Meist wird sogar von den Anhängern des mechanischen Vitalismus besonders betont, daß sie nicht, wie der ältere Vitalismus, eine besondere Lebenskraft annehmen. Dennoch vertreten sie die Ansicht, und darin gipfelt ihre Lehre, daß die Lehren der Physik und Chemie nicht ausreichen, um die Lebenserscheinungen zu erklären. Das ist der Punkt, wo sich die Mystik, trotz allen gegentheiligen Betheuerungen, wieder zur Thür hereinschleicht, denn der dunkle Ausdruck: in den Lebenserscheinungen steckt etwas mehr als Physik und Chemie — ein Ausdruck, dem man in den mannichfachsten Variationen immer wieder begegnet —, ist so recht geeignet, nicht nur Unklarheit zu verbreiten, sondern direkt jeder licht- und wahrheitsfeindlichen Agitation Material zu liefern, — besonders, wenn er aus dem Munde anerkannter wissenschaftlicher Autoritäten kommt. Zweifellos ist es außerordentlich schwer, sich einen Begriff zu machen von dem „Mehr als Physik und Chemie“. Meist wird es dem Leser oder Hörer überlassen, sich dabei Etwas zu denken, was naturgemäß je nach der Persönlichkeit und den Neigungen verschiedenartig ausfallen wird. Aber gerade in solchen fundamentalen Fragen, die nicht bloß innerhalb der Naturwissenschaft Bedeutung haben, die vielmehr weit über ihre Grenzen hinaus in die Gebiete philosophischer und theologischer Spekulation übergreifen, sollte Klarheit und Unzweideutigkeit des Ausdrucks mit peinlichster Gewissenhaftigkeit angestrebt und Rigorverständnis und tendenziöse Ausbeutung von vorn herein ausgeschlossen werden. Setzt man die Forderung voraus, daß die Ansicht von der Unzulänglichkeit der Physik und Chemie mit dem mechanistischen Standpunkt des neueren Vitalismus, der ja fast immer ausdrücklich hervorgehoben wird, nicht in unlöslichen Widerspruch gerathen soll, so scheinen nur zwei Wege zu existiren, auf denen diese Forderung nothdürftig erfüllt werden kann. Die eine Möglichkeit ist die, daß der mechanische Vitalismus die Unzulänglichkeit des heutigen Standes der Physik und Chemie für die Erklärung der Lebenserscheinungen ausdrücken will. Diese Unzulänglichkeit ist thatsächlich anzuerkennen. Leider sind gerade heute die Ansichten über die elementaren Voraussetzungen, Prinzipien und Symbole speziell der Physik in solcher Mährung begriffen und noch so fern von einer allgemein gültigen Fassung, daß selbst an ein einheitliches Verständniß der allgemeinsten physikalischen Erscheinungen noch gar nicht zu denken ist. Ja, wir sind heute vielleicht weiter davon entfernt, als es noch vor Kurzem, zu Helmholtz's Lebzeiten, schien. Allein wir müssen uns doch klar machen, daß dieses Moment hier gar nicht in Betracht kommt. Es berührt die Frage des Vitalismus eigentlich nicht einmal, denn es handelt sich bei der Alternative, ob Vitalismus oder nicht, überhaupt nicht um die Frage: Kann die Physik und Chemie heute oder

morgen die Lebenserscheinungen erklären; die Frage heißt vielmehr: Liegen den Lebenserscheinungen die selben Prinzipien zu Grunde wie den Erscheinungen der Physik und Chemie? Das sind offenbar zwei ganz verschiedene Dinge, denn diese Frage ist vollkommen unabhängig von dem jeweiligen Entwicklungsstande der beiden Wissenschaften. Daraus, daß die heutige Physik und Chemie die Lebenserscheinungen mit ihren Erfahrungen nicht zu erklären vermag, darf nicht geschlossen werden, daß in den Organismen noch „etwas mehr“ steckt als in den Körpern der leblosen Natur. Der Schluß wäre logisch falsch. Im Gegentheil: die einfache Thatsache, daß die Organismen nur einen speziellen Theil der Körperwelt repräsentiren und daß die analytischen Methoden in den Organismen genau die selben elementaren Stoffe nachgewiesen haben wie in den Körpern der leblosen Natur, zwingen zu dem Schlusse, daß die körperlichen Erscheinungen der Organismen eben so wie die an den leblosen Körpern den allgemeinen Gesetzen der Körperwelt unterworfen sein müssen. Dieser Schluß hat ja auch nach der energetischen Seite der Betrachtung hin längst eine Bestätigung durch den Nachweis gefunden, daß das oberste Grundgesetz alles Energiegetriebes, das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, in gleicher Weise für die lebendigen Organismen wie für die leblosen Körper gilt. So lange wir also nur die körperlichen Lebenserscheinungen ins Auge fassen, können wir unmöglich andere Prinzipien als Ursachen erwarten als die, die überhaupt die Erscheinungen der Körperwelt beherrschen. Mögen sich die Anschauungen über diese Prinzipien noch so sehr verändern, mögen sich die Fundamente der Physik und Chemie, wie es unausbleiblich ist, noch so tiefgehend umgestalten: stets müssen die letzten Ursachen für die Erscheinungen in beiden Körpergruppen die gleichen sein: eben die elementaren Ursachen, die den Erscheinungen der gesammten Körperwelt zu Grunde liegen. Ein Vitalismus aber, der seine Berechtigung und seinen Namen nur herleitet von der Unzulänglichkeit der heutigen Physik und Chemie für die Erklärung der Lebenserscheinungen, ein Vitalismus, der gar nicht auf die Kernfrage eingeht, ob die Ursachen der Erscheinungen in der lebendigen und leblosen Körperwelt verschieden sind, ein solcher Vitalismus trägt seinen Namen mit Unrecht und kann nur Verwirrung schaffen.

Die andere Möglichkeit des mechanischen Vitalismus, einem Widerspruch mit seiner mechanistischen Grundlage zu entgehen, ist die, daß er unter dem „Mehr als Physik und Chemie“ die besondere Anordnung im Getriebe der Stoffe und Kräfte versteht, wie sie im Organismus sich darstellt. In der That ist diese Auffassung ziemlich verbreitet. Man glaubt, in den Organismen noch heute vielfach eine unbekannte, äußerst feine und komplizierte Organisation, eine unerforschte, unsichtbare Struktur und Anordnung der feinsten Theilchen annehmen zu müssen. Besonders bezüglich

der Eizelle herrscht eine geradezu abergläubige Vorstellung von einer geheimnißvollen Struktur äußerster Komplikation. Die Eizellen sollen in dieser Beziehung sogar alle anderen Zellen weit hinter sich lassen. Als einziger Grund für diese Annahme wird stets die Thatsache angeführt, daß aus den Eizellen der verschiedenartigen Organismen sich trotz der äußeren Ähnlichkeit stets ganz verschiedene Organismen entwickeln. Für Jeden, der mit der Geschichte der Embryologie einigermaßen vertraut ist, liegt es ohne Weiteres auf der Hand, daß sich hier noch ein Rest der alten hallerschen „Praeformationlehre“ oder, wie Haeckel es treffend ausgedrückt hat, der „Einschachtelungstheorie“ erhalten hat, die annahm, daß die ganze Organisation eines erwachsenen Organismus schon in der Eizelle fertig im kleinsten Maßstabe vorgebildet sei. Glücklich Weise ist die Praeformationlehre, nachdem sie viele Jahrzehnte lang den Fortschritt entwickelungsgeschichtlicher Erkenntniß gehindert hat, doch endlich durch die allgemeine Annahme der „Epigeneselehre“ Caspar Friedrich Wolffs verdrängt worden. Man weiß jetzt, daß eine Praeformation der Organe des fertigen Thieres in der Eizelle nicht existirt, sondern daß die Theile und Organe des fertigen Organismus erst nach einander ganz allmählich als solche entstehen. Auf Grund dieser Erkenntniß liegt aber nicht die mindeste Veranlassung mehr vor, in der Eizelle eine komplizirtere, geheimnißvollere Organisation oder Anordnung der Theilchen anzunehmen als in jeder anderen Zelle. Die Epigeneselehre ersetzt eben das komplizirte Nebeneinander in der Struktur durch ein sich fortwährend veränderndes Nacheinander in den Zuständen der Eizelle und ihrer Abkömmlinge. Eine konsequente Durchführung der epigenetischen Vorstellung muß unbedingt den letzten Rest von Mystik, der sich noch in der dunklen Idee einer besonderen, unsichtbaren Struktur der Eizelle erhalten hat, vollständig durch ihr klares Licht verdrängen. Aber auch für jede andere Zelle ist die Annahme einer minutiösen, geheimnißvollen Organisation ihrer lebendigen Substanz, ohne die das Leben nicht denkbar sei, ein durch nichts zu begründendes Dogma. Wir kennen genug Zellen, an denen wir uns jeden Augenblick unter dem Mikroskop davon überzeugen können, wie die einzelnen Theilchen sich fortwährend regellos mit einander mischen und durch einander fließen. Von einer Struktur können wir hier nur in dem selben Sinne sprechen wie bei einer Flüssigkeit oder einer Flamme. Irgend eine Lagerung, irgend eine Anordnung der Theilchen muß natürlich während jedes Zeitmomentes in der lebendigen Substanz eben so existiren wie in jedem Körper überhaupt und die Atome in den chemischen Verbindungen der lebendigen Substanz müssen selbstverständlich eben so eine ganz bestimmte Lagerung im Molekül haben wie bei jeder chemischen Verbindung, sonst beständen eben die Verbindungen nicht in dieser Form. Auch beim vielzelligen Organismus müssen selbstverständlich die einzelnen Zellen,

Gewebe, Organe eine bestimmte Anordnung besitzen, genau so wie bei einer komplizirten Maschine die einzelnen Theile in bestimmter Weise verbunden sein müssen, sonst wäre ein einheitliches Zusammenwirken eben nicht denkbar. Aber diese bekannte „Organisation“ giebt uns keinerlei Recht, die Organismen in einen prinzipiellen und elementaren Gegensatz zu den leblosen Körpern zu setzen und in ihnen ein „Mehr“ anzunehmen als in der leblosen Natur. Stellt man dennoch die besondere Anordnung von Stoffen und Kräften im Organismus der ganzen anorganischen Natur gegenüber und spricht in diesem Sinne von Vitalismus, so muß man, um konsequent zu bleiben, aus dem selben Grunde auch das spezielle Getriebe von Stoffen und Kräften in anderen Körpersystemen als etwas Eigenartiges hervorheben und mit eigenem Namen bezeichnen. Man muß dann bei der Dampfmaschine etwa von „Vaporismus“, bei explosiblen Körpern von „Explosionismus“ u. s. w. sprechen. Das wäre konsequent, aber absurd. Die Wiedereinführung des alten Begriffes der Lebenskraft und des Vitalismus, wenn sie lediglich unternommen wird, um die besondere Anordnung und das spezielle Getriebe von Stoff und Kraft in den Organismen zum Ausdruck zu bringen, muß aber geradezu als ein Rückschritt bezeichnet werden. Ganz abgesehen von den dabei durchaus unbeabsichtigten Vorstellungassoziationen, die der ominöse Begriff nothwendiger Weise erwecken muß, wirkt man auch die mühsam erkämpfte Vorstellung von der Einheit der Ursachen in der Körperwelt, eine der schönsten Errungenschaften der modernen Naturforschung, leichtsinnig wieder über Bord.

Der „psychische Vitalismus“ hat mit dem mechanischen Vitalismus eben so wenig Gemeinschaft wie mit der alten Lehre von der Lebenskraft. Es ist nur der unglückliche Name, der den falschen Anschein erweckt, als handle es sich dabei wirklich um vitalistische Bestrebungen. Der psychische Vitalismus ist überhaupt gar keine physiologische Lehre, sondern lediglich das Bestreben, die erkenntnistheoretischen und psychologischen Voraussetzungen der Naturwissenschaft zu korrigiren. Den Ausgangspunkt für den „psychischen Vitalismus“ und „Revitalismus“ bilden immer die psychischen Erscheinungen; und allen derartigen Bestrebungen liegt immer die richtige Erkenntniß zu Grunde, daß es unmöglich ist, die psychischen Erscheinungen mechanisch zu erklären. Du Bois-Reymond hat dieser Erkenntniß in seiner bekannten Weise einen formvollendeten Ausdruck gegeben, aber statt einen Ausweg zu zeigen, hat er resignirt. „Ignorabimus“ war das letzte Wort seiner Erkenntniß. Man hat aber heute eingesehen, daß kein Zwang zu ewiger Resignation besteht und sucht nach einem befriedigenden Ausweg. Die Bestrebungen des psychischen Vitalismus sind ein solches Suchen. Leider bewegen sie sich vielfach auf dunklen Wegen und liefern dadurch, so wie durch den unheilvollen Namen, wieder Material für den Vorwurf der

Mystik. Das Alles wäre anders, wenn nicht die unselige, beide Seiten auf das Empfindlichste schädigende Kluft zwischen Philosophie und Naturwissenschaft bestände. Die Philosophie würde sich etwas mehr vor haltloser Spekulation und unfruchtbarer Begriffsspielerei bewahren, die Naturforschung würde sich etwas mehr über ihre erkenntnistheoretischen Grundlagen orientiren.

Bunge*), einer der Ersten, die in unserer Zeit die Schlagworte des Vitalismus wieder hervorgeholt haben, hat richtig erkannt, daß die Begriffe der Körperlichkeit, des Mechanismus, der Materie, der Atome u. s. w. nur als Vorstellungen, nur als Bestandtheile der Psyche existiren und daß es deshalb zu keinem Resultat führen kann, wenn man andere Bestandtheile der Psyche, die nicht Körpervorstellungen sind, wie z. B. die einfachen Empfindungen, mechanisch, d. h. durch die Vorstellungen von Körpern, Masse, Materie u. s. w., zu erklären versucht. Aber leider fällt Bunge fortwährend aus einer konsequenten Durchführung dieser Erkenntniß wieder heraus. Er stellt sich z. B., ausgehend von der Idee der Beseelung des menschlichen Körpers, vor, daß alle Organismen beseelt sind, will dann aber doch die Seele auf die lebendige Natur beschränkt wissen und verfällt so wieder der Vorstellung eines prinzipiellen Gegensatzes zwischen lebendiger und lebloser Natur, die ihn veranlaßt, seine Anschauung als Vitalismus zu bezeichnen.

Im Wesentlichen das selbe Bestreben scheint dem „Neovitalismus“ von Rindfleisch**) zu Grunde zu liegen, nur sind die Ausführungen Rindfleischs noch unklarer. Was ihm vorschwebt, ist das Bedürfniß, die Frage zu beantworten, wie man sich den Zusammenhang von Stoff und Kraft zu denken habe, die ja uns stets als zwei ganz verschiedene und getrennte Seiten der Betrachtung erscheinen. Er fragt, ob es nicht ein Objekt in der Natur gebe, das Stoff und Kraft so innig verbunden zeige, daß sie für unsere Betrachtung nicht mehr zu trennen seien. Ein solches Objekt müßte ein Stoff sein, der sich selbst bewegt, ohne von außen Impulse zu erhalten. In den Organismen findet Rindfleisch nur scheinbar sich selbst bewegende Körper, dagegen glaubt er das gesuchte Objekt im Seelenvermögen und vor Allem im Selbstbewußtsein gefunden zu haben. Leider vermißt man eine nähere Begründung dieses Schlusses und eben so bleibt es unverständlich, weshalb Rindfleisch seine Ansichten als „Neovitalismus“ bezeichnet. Seine Erörterungen sind daher kaum diskutabel; nur so viel scheint aus ihnen hervorzugehen, daß auch sie ihren Ursprung in dem Gefühl einer völligen Unzulänglichkeit der theoretischen oder, wenn man will, philosophischen Grundlagen der heutigen Naturwissenschaft haben.

*) Bunge: „Lehrbuch der physiologischen und pathologischen Chemie“. Vierte Auflage 1898. — **) von Rindfleisch: „Neovitalismus“. Vortrag, gehalten auf der 67. Versammlung Deutscher Naturforscher u. Aerzte zu Lübeck 1895.

Darin liegt überhaupt der springende Punkt und die Quelle der ganzen Bewegung, die, nach den verschiedensten Richtungen hin sich äussernd, doch übereinstimmend den sehr unglücklichen Namen des „Vitalismus“ oder „Neovitalismus“ für sich in Anspruch nimmt. Man erkennt an den verschiedensten Stellen mehr oder weniger klar, daß die bisherige philosophische Grundlage der Naturwissenschaft für eine einheitliche Zusammenfassung größerer Erscheinungskomplexe nicht ausreicht. Jeder, der die geistigen Strömungen unserer Zeit psychologisch zu begreifen sucht, wird immer wieder auf dieses Grundmotiv stoßen. Wie jede Wissenschaft, so hat auch die Naturwissenschaft gewisse philosophische Voraussetzungen. Diejenige philosophische Auffassung, die bisher der Naturwissenschaft als Grundlage gedient hat, war und ist noch heute zum größten Theil eine molekulare Vorstellung von der Natur. Man hat sich aber leider vollständig daran gewöhnt, die Körperwelt, die Masse, die Materie, die Atome u. s. w. als eine selbständige Realität außerhalb aller Vorstellung zu denken. Das mußte zu einem Dualismus von Körper und Seele, von Materie und Psyche führen, und so ergiebt sich ein fortwährender Konflikt, wenn man von dieser Grundlage aus zu einem einheitlichen Verständniß der gesammten Erscheinungswelt strebt. In Wirklichkeit sind die Begriffe der Körperlichkeit, der Materie, des Atoms u. s. w. nur Vorstellungen. Wenn man sich fragt, was wir eigentlich von der gesammten Körperwelt wissen, was für uns einen Körper ausmacht, so findet man immer nur eine Summe von Empfindungen und Vorstellungen. Eine andere Realität als die Realität der Empfindungen und Vorstellungen läßt sich nicht nachweisen, nicht einmal mit irgend einem Grunde plausibel machen; sie wäre eine unberechtigte Hypothese. In der That ist ja auch in einem Zweige der Naturwissenschaft, in der Physik, die Erkenntniß fast vollständig durchgedrungen, daß die Begriffe des Körpers, des Moleküls, des Atoms, der Kraft nur Symbole sind, die sich als nützlich für die Beschreibung und Zusammenfassung größerer Erscheinungsgruppen erwiesen haben und noch erweisen, die aber an sich keinerlei andere Realität besitzen als die einer Vorstellung und die, sobald es sich als nöthig oder nützlich herausstellt, durch neue, zweckmäßigere Vorstellungen ersetzt werden müssen. Nur auf einer solchen erkenntnistheoretischen Grundlage, wie sie die mathematische Physik längst gewonnen hat, kann das Bestreben einer einheitlichen Auffassung der allgemeinsten Erscheinungsgruppen Konflikte und Widersprüche vermeiden. Was in Wirklichkeit existirt, sind nur Empfindungen und Vorstellungen oder Komplexe von solchen, mit einem Wort: die Psyche. Damit ist eine monistische Weltanschauung gewonnen als „Psychomonismus“.*)

Jena.

Professor Dr. Max Verworn.

*) Vergl. Verworn: „Allgemeine Physiologie“, zweite Aufl., Jena 1897.

Charfreitag in Griechenland.

Nieder senkt die Charfreitagstille sich über die deutsche Heimath. Bald werden die Osterglocken erklingen und jubelnd dem erstandenen Erlöser huldigen. Ich aber muß eines anderen Charfreitags gedenken, den ich im sonnigen Hellenenlande unter wildem Kriegslärm erlebte.

* * *

Marktplatz und Straßen des kleinen Fleckens waren leer, denn die Nähe der Schlacht hatte die Bewohner in die Flucht gejagt. Alle Fenster und Thüren waren verschlossen, Grabeschweigen herrschte, — nur von fern dröhnte ununterbrochen dumpfer Kanonendonner.

Ein Offizier stürzte aus einem großen Hause heraus, schwang sich auf ein Pferd, das neben dem Thor am Gitter eines breiten Parterrefensters angebunden war, und galoppierte über das widerhallende Pflaster, so daß die letzten Häuser der Ortschaft bald hinter ihm lagen.

Vor ihm erhob sich gigantisch der dicht mit Schnee bedeckte Olymp. Dort, an den felsigen Hügeln, den ersten Vorbergen des Riesens, waren die zwei Heere aufeinander gestoßen. Winzige weiße Wolken bildeten sich am Himmel und verzogen sich wieder, — die explodirenden Schrapnells. Und in der Ferne, dort an den Abhängen des Gebirges, bewegten sich lange Linien von glitzernden Punkten.

Der Offizier drückte die Nügel fest in die Stirn, preßte die Knie an den Sattel und gab dem Pferde die Sporen. In fliegendem Galopp fauste er über die Felder; der Säbel tangte an seiner Seite und der Wind schlug ihm ins Gesicht. Von einer anderen Richtung her kamen Truppen. Ein Bataillon marschirte über die nahe Landstraße. Er drückte seinem Thier die Sporen ein und raste weiter. Jetzt war er dem Gefecht nah. Ununterbrochen knatterndes Kleingewehrfeuer wurde hörbar. An der Lehne der niedrigen Hügel drangen zerstreut Ketten kleiner, schwarzer Gestalten vor.

„Hurrah!“

Und er peitschte seinen Gaul, daß er noch schneller lief. Auch im Thale kämpfte man. Rauch stieg hinter den Hecken und aus dem Grün der Weinsfelder auf. Waffen blinkten. Einige verirrte Kugeln summteten über ihn hin. Eine Compagnie hockte zusammengelauert in einer Terraintertiefung hinter der Umfriedung eines Gartens und wartete. Es war die letzte Staffel eines in Gefechtsbereitschaft deployirten Bataillons. Der Hauptmann stand hinter dem Graben, auf seinem Säbel gestützt. Zwei Offiziere sprachen mit einander und rauchten Cigaretten. Die Soldaten sahen sich ängstlich um. Er flog vorbei. In einem nahen Olivenbusch, neben einer kleinen, weißen Kapelle erkannte er den Divisionkommandeur auf einem Schimmel. Die Stabsoffiziere saßen auf dem Rasen unter einem großen Baume. Ordonanzen hielten die Pferde. Er ritt heran und übergab dem Kommandeur seine Meldung. Dann saß er ab und begab sich zu den Uebrigen.

Der General nickte mit dem Kopf und sein Gesicht nahm einen schmerzlichen Ausdruck an.

„Es steht schlimm . . . Der Feind hat den dort drüben engagirten Truppen wichtige Positionen abgenommen. Bald wird auch dieser Punkt nicht mehr zu halten sein!“ Dann zuckte er die Achseln. „Es fehlt eben an den nöthigen Reserven.“

Eine Granate flog singend über die Baumwipfel und schlug jenseits des Olivenhains in die Ackererde. Eine Rauchsäule stieg auf. Der Kommandeur wandte sich zu den Offizieren.

„Bitte, meine Herren!“

Alle erhoben sich sofort und sahen auf. In mäßigem Trab und unter Geklirr der Säbel setzte sich der Trupp, Offiziere und Ordonanzen, in Bewegung. Außerhalb des Olivenbusches bemerkte man einige Kavallerieschwadronen, die von einer mißlungenen Attacke in Unordnung zurückkehrten. Ueberall, auf den Hügeln und in den Feden, knatterte das Infanterief Feuer. Man ritt durch die Felder und näherte sich den Truppen, die hinter Terrainbedeckungen, Mauern und Büschen im Feuergefecht standen, und lehrte schnellen Laufes zu den Oliven zurück. Neben der kleinen, weißen Kapelle machte man wieder Halt. Eine große Platane breitete ihre Aeste schützend über das Dach des Kirchleins. Der Lieutenant, der von dem Marktflecken gekommen war, stieg von seinem Pferde ab und band es an das Geländer, das die Kapelle umgab. Die Thür des kleinen Gotteshauses stand offen. Er trat leise ein. Eine heilige Weihe schien hier zu herrschen. Auf dem Boden lagen Blumen. Seine Blicke hefteten sich auf das Bild des Gekreuzigten; einige Rosen waren am Rahmen des Bildes befestigt.

Wer mochte die Blumen angebracht haben? Vielleicht vorüberziehende Flüchtlinge, die in der Frühe, ehe die Schlacht begann, auf die Nachricht vom Herannahen des Feindes ihre Dörfer verlassen hatten.

„Eine letzte Spende ihrem toten Gott!“

Netzt erst kam ihm in den Sinn, daß heute das große Todesfest Gottes war . . . Charfreitag!

„Der Tag, da Gott am Kreuze starb, auf daß die Menschen einander lieben!“

Er schauerte im Bewußtsein der Heiligkeit des Tages zusammen. Draußen tobte der Lärm fort. Er hörte die Granaten heulen und ein Schrapnell explodirte mit Getöse in der Nähe.

Auf einem Tisch am Eingang der Kirche lagen Kerzen. Er nahm eine und zündete sie vor dem Bilde des Gekreuzigten an. Er gedachte des Pompei, mit dem die Grablegung Christi sonst gefeiert wird. Mädchen würden kommen, um sein aus vergoldeten Stangen nachgebildetes Grab mit weißen Rosen und grünen Laubgewinden zu schmücken; silberne Randelader würden daneben stehen und große, weiße Kerzen würden brennen. Nachts dann die große Prozession! Fackeln tragende Menschen! Die Priester, die mit hoch erhobenen Armen, über ihren gebeugten Köpfen, die Bahre, auf der der gekreuzigte, tote Gott ausgestreckt ist, tragen würden . . .

Da — ein entsetzliches Krachen über dem Kirchlein, als ob der Blitz eingeschlagen hätte. Die Heiligenbilder am Tabernakel erzitterten klirrend, einige Schelben zersprangen.

Er eilte rasch hinaus. Granaten wütheten in den Oliven. Die Keste

der Platane waren zerschmettert, sein Pferd war getödtet. Die Offiziere waren verschwunden. Zersprengte Trupps verließen in Verwirrung und Unordnung das Schlachtfeld. Die ganze Brigade war aufgelöst. Auf allen Seiten sah man Flüchtlinge.

Er stand wie betäubt da; ihm schwindelte.

Von den Abhängen der Hügel bewegten sich Massen rother Punkte abwärts . . . Das waren die Türken . . . Ein Stabsoffizier galoppierte vorbei und schrie: „Rückzug nach Larissa!“

* * *

Die Ordre schien für das ganze Heer gegeben zu sein. Aus allen Thälern und von den Vorbergen ringsum bewegten sich tiefige Schlangenlinien nach der Ebene zu.

Auf der Chaussee nach Larissa Inarrende Bagagewagen mit Proviantfäcken und Munitionskisten. Die Soldaten schritten nebenher durch die Felder, ermattet und bestäubt. Ein wüster Menschenknäuel. Zwischen den Regimentswagen einzelnes Fuhrwerk mit Kindern und Frauen.

Der Lieutenant ging am Rande der Chaussee für sich allein und beobachtete das Gewühl. Zu der geschlagenen Armee gestellten sich die Bauern aus den Dörfern, durch die der Rückzug ging. Karren über Karren mit Bettzeug, Matrasen, Kisten und Hausrath. Die Weiber und Kinder liefen neben den Rädern her, die Männer trieben die Ochsen an.

Die Nacht war hereingebrochen.

Ein großes Gedränge entstand. Man hörte Stimmengewirr, Fluchen und Kommandos. Laute Rufe: „Platz! Platz da! . . . Platz für die Verwundeten!“ Kleine leichte Wagen mit weißen Fahnen glitten vorüber.

Alte Weiber trugen schwere Bündel auf dem Rücken. Viele leuchteten unter ihrer Last und schleppten sich nur mühsam weiter. Junge Mütter hielten ihre Säuglinge an die Brust und liefen, so schnell sie konnten. Ein Chaos von Menschen, Thieren und Fuhrwerk, ein unennbares Gemisch von Geräuschen strömte in der Finsterniß über die Ebene. Da näherte sich ein sonderbarer Zug. Männer mit Fackeln kamen durch die Felder. Ihnen folgten Priester im Ornat, die auf ihren emporgehobenen Händen Etwas trugen. Sie trugen das Bild des toten Gottes . . .

Heute war Charfreitag!

Der Lieutenant stand still und wartete, bis der fromme Zug vorbeigegangen war.

. . . In der Ferne loberten brennende Dörfer, in die die Türken eingebracht waren. Dunkelrothe Rauchmassen wirbelten, wie vom Sturme gepeitscht, über den Unglücksstätten auf und tiefschwarze Wolken legten sich wie schwere Trauerschleier um die Fußhügel des Olympusgebirges.

München.

Julius Konstantin von Boehlin.



Wie lange noch?

„**I**r haben uns geirrt!“ gestehen heute die Pessimisten unter unseren Großindustriellen ein, „die Konjunktur wird sich noch ein Jahr halten.“ Wahrscheinlich würden sie mit einem solchen Geständniß minder eilig sein, wenn ihnen nicht an dem Ruhm läge, wenigstens für das nächste Jahr richtig prophezeit zu haben. Man sollte über solche Fragen nie allererste Firmen fragen; sie sind natürlich mit Aufträgen überhäuft und schmeicheln sich dann gern, daß für die Anderen nichts übrig bleibe. In Wirklichkeit ist die Beschäftigung unserer Industrie unversehens wieder sehr gestiegen, sonst könnten nicht sogar die Einzelverbände der Eisen- und Stahlbranche den Muth haben, ihre Preise zu erhöhen. Ist diese Inanspruchnahme nun auch keineswegs auf Deutschland beschränkt, so hat es doch schon eine ganze Reihe solcher Jahre erlebt und man dürfte den unvermeidlichen Stillstand und dann den Rückgang nah wahren. Die bekannte Kriventheorie rührt aber doch gar nicht an die wirklichen und von keiner Zeitgunst abhängigen Fortschritte, die die heimische Fabrikation seit unserer politischen Einigung gemacht hat. Noch heute giebt es Ueberraschungen, wenn Einer seinen Landsmann in einer ihm bisher fremden Gegend aufsucht. Ganze Theile Deutschlands werden dann gleichsam neu entdeckt; und geräth der Süddeutsche Händler nach Thüringen, so kommt er als ein zweiter Marco Polo mit Reiseberichten zurück, die wie Märchen klingen. Leute, die vor zwanzig Jahren noch Bauern und nebenbei Kleingewerbetreibende waren, haben da ihr ganzes Dorf in eine einzige Fabrik verwandelt, beschäftigen Hunderte von Arbeitern und können bei niedrigen Löhnen sogar Frankreich Konkurrenz machen und den dortigen Luxusgeschmack befriedigen. Auch die Lebenshaltung solcher Exportbümmlinge ist interessant. Ohne auch nur einen Augenblick ihrer geschäftlichen Rastlosigkeit untren zu werden, residiren sie in palastähnlichen Villen und umgeben sich mit einem Komfort, der ihre Söhne bereits zu einem beinahe aristokratischen Auftreten erzieht. Interessant ist bei vielen Unternehmungen dieser Art auch neben der Rolle, die Umsicht und Energie gespielt haben, die Bedeutung des erheiratheten Kapitals. Sehr häufig verdankt die Fabrik ihre besondere Leistungsfähigkeit dem Frauenvermögen einer höchst nüchternen Ehegemeinschaft und Selbheirathen sind keineswegs so undeutsch, wie die Romantiker des Germanenthumes glauben machen möchten. Es ist kaum auffällig, wenn ein Hüttenbesitzer seinem Nachbarn vorschlägt: „Da unsere Erzgeresehame neben einander liegen, wäre es recht vernünftig, wenn Sie die meine Schwester heiratheten.“ Zusammenlegungen von Grund und Boden haben in unseren besitzenden und produktiven Ständen viele Ehen gestiftet, ohne daß die Betheiligten etwas Anstößiges darin gefunden hätten.

Angefihts der vorhin erwähnten Zuversicht unserer Industriellen fragen nun aber unsere Finanzleute sehr ernstlich, wie lange Das noch so fortgehen soll. Zwar glauben auch sie nicht an einen nahen Krach, aber sie betonen immer wieder die Anspannung der deutschen Banken. Denn diese müssen doch schließlich das Geld anschaffen oder neue Mittel und Wege des Kreditystems ausfindig machen, das bereits seit Jahren immer künstlicher und komplizirter geworden ist. Als Ende vorigen Jahres die Bilanzen zu veröffentlichen waren, haben unsere großen Institute gewiß alle Anstrengungen gemacht, um flüssig zu er-

scheinen. Gebessert hat sich seit Beginn des neuen Jahres sicherlich nichts; wenn man die Abschlässe vom einunddreißigsten Dezember als Grundlage einer allgemeinen Beurtheilung annimmt, tritt man unseren Geldinstituten also nicht zu nah. Und da kann man nicht zweifelhaft sein, daß mit wenigen Ausnahmen unsere Banken allerdings am Ende ihrer Leistungsfähigkeit angelangt sind. Es ist bewundernswerth, wie viel sie verdienen konnten; weniger bewundernswerth ist aber der Muth, es zu einem so greifbaren Mißverhältniß zwischen den laufenden Verbindlichkeiten und den paraten Mitteln kommen zu lassen. Deshalb deuten auch ihre Kapitalvergrößerungen nicht so sehr auf wachsende Unternehmungslust als auf Das, was man vorgegessenes Brot nennt. Einzelne — sonst sehr rührige — Banken haben auch wieder davon Abstand genommen, ihr Kapital zu vergrößern. Niemand kann sagen, wie sich unsere Industrie geben würde, wenn den Banken einmal wirklich der Athem ausginge. Von der Reichsbank würde unser Großgewerbe nichts erwarten dürfen, auch nicht nach der neuen Verstärkung ihrer Baarmittel, von denen dreißig Millionen außerdem noch fünf Jahre völlig in der Luft schweben. Freilich: die Neubesezung der Präsidentenstellung bei der Seehandlung wird die deutschen Fabrikanten nicht sonderlich erregen, denn auch der Freiherr von Zedlitz und Neukirch wird nicht, nur den Agrariern zu Liebe, darauf verzichten, mit der Börse zu arbeiten, so lange ihm die feinsten Firmen Geld zu $5\frac{1}{2}$ bis 6 Prozent abnehmen.

Wie wichtig die Geldsorge vom höheren Finanzstandpunkt aus ist, geht u. A. aus den Dispositionen der neuen Gesellschaft von Siemens & Halske hervor. Dadurch, daß das Consortium der Aktionäre sich auch für die Obligationen der Trustgesellschaft „Licht und Kraft“ verpflichten mußte, sind 25 bis 30 Millionen flüssig gestellt, die je nach Bedürfniß einzuzahlen sein werden. Hatte man bei Gründung dieses Trusts getadelt, daß noch keine Werthe eingelegt waren, so hatte man übersehen, daß es vortheilhaft sein kann, über einen solchen Trust im Voraus zu verfügen. Wie ich höre, gehen Siemens & Halske und die Deutsche Bank davon aus, daß binnen Jahresfrist nur dasjenige Elektrizitätsunternehmen noch in großem Stil existenzfähig sein wird, das sich selbst mit den nöthigen Geldmitteln versorgt, denn neues Geld würde dann nicht mehr zu haben sein. Jedenfalls ist Das eine sehr ernste Erwägung; in ganz schlechter Zeit würde aber das Uebernahmekonsortium wahrscheinlich zur Deutschen Bank sagen: „Unterlaßt die Einberufung, denn wir können nicht einzahlen!“ Derartige Verpflichtungen reguliren sich eben doch nicht nach dem Vertragsbuchstaben. Im Uebrigen haben unsere Elektrizitätsfirmen, wie es heißt, schon lange ganz neue Wege zur Beschaffung von Geldern eingeschlagen. So hörte man z. B. von Wasserkraftsanlagen, auf denen Bauverluste bis zu einer Million liegen. Da, wo Städteverordnete mitzureden haben, fällt auch manchmal das unbeliebte Licht der Oeffentlichkeit auf dunkle Vorgänge. So hat sich bei der städtischen Centrale in Dortmund kürzlich eine Ueberschreitung des Voranschlages um nicht weniger als 600 000 Mark ergeben. Eine höchst angenehme Belegung — es handelt sich um mindestens 4 Millionen — erfährt jetzt die Schudert-Gesellschaft durch ihre Transaktion mit den hamburger Straßenbahnen. Ein gut eingeführtes Elektrizitätsgeschäft geht eben heute nicht gleich zurück, weil ihm eine Bank wie Schaaffhausen plötzlich untreu wird. Die Schudert-Gesellschaft hat kaum einen Schaden davon gehabt und die Berliner Union hat

durch den Eintritt von Schaafhausen offenbar nicht viel gewonnen. Die Union wird leicht überschätzt, obgleich ihre Leitung ja unbestritten tüchtig ist. Man sollte einmal Herrn Voewe, der es doch wissen muß, in die Versuchung eines annehmbaren Kaufangebotes bringen; erst, wenn er sich dann weigern würde, zu verkaufen, wäre der innere Werth der Union über allen Zweifel erhaben.

In deutschen Bergwerksaktien ist — unter Umgehung des Börsengesetzes — die Spekulation wieder sehr lebhaft geworden; aber zwei Gefahren drohen. In Hüttenaktien gehen mit dem März die großen, bisher prolongirten Baissengagements definitiv zu Ende, so daß die Kurse von Deckungskäufen vorläufig nichts mehr profitieren werden, und in Kohlenaktien sind durch die starken Kapitalvermehrungen von Hibernia, Harpen und Welsenkirchen viele Stücke schwimmend geblieben. Bochumer und Laura haben ihre Baarmittel nur mäßig vergrößert.

Ueber die Festigkeit des amerikanischen Marktes sollte man sich durch Tagesberichte nicht hinwegtäuschen lassen. Die „Bulls“ (die Haussiers) haben die Stücke wirklich bezogen und die sehr betriebssame Baissipartei muß sich damit begnügen, auf die in der That hochgestiegenen Kurse hinzuweisen. Wenn in New-York plötzlich Geld auf 9 und 12 Prozent schmelzte, so handelte es sich um Wandover einflußreicher Fixer, die Effekten bei den Banken lombardirten, — nur, um dadurch Geld aus dem Verkehr zu ziehen und mit der Knappheit dann auf den Markt zu drücken. Uebertriebene Wichtigkeit ist der Nachricht beigelegt worden, daß die Canadian-Pacific-Bahn ihre Fahrpreise zweiter Klasse von Sankt Paul bis zur Küste des Stillen Ozeans von 40 auf 12½ Dollars herabgesetzt habe. *Verfügung vom 1. und 2. von Reichthal der West. Verträge. No. 1. auch sind die Prämien* sätze viel wichtiger als die Passagierpreise, besonders im Winter. Im Grunde ist hauptsächlich wohl auf Klondyke, das neue Goldland, abgesehen. Von der Wiederaufnahme der Silberagitation hält man nichts; es geht den Farmern zu gut.

Der Besuch des Herrn Rhodes in Berlin hat vorläufig den Minenmarkt unbeeinflusst gelassen. Kenner erwarten aber nach Ostern einen „boom“, der, wie beinahe immer, bei Randmines einsetzen dürfte. Es giebt jetzt die erste Dividende von 100 Prozent, was freilich bei einem Preise von 43 Pfund Sterling für die Aktie von 1 Pfund, und da bisher noch nichts vertheilt worden ist, nur 2½ Prozent ausmacht. Aber Wernher, Beit & Co. haben sich schriftlich ausgemacht, daß sie bei einer Dividende von 100 Prozent (also 330 000 Pfund Sterling) fünfundschwanzig Prozent aller Erträgnisse des Unternehmens erhalten. Das würde bei den neuen Transaktionen der Randmines ins Ungeheure gehen und deshalb hofft man, daß sie gegen eine Abfindung in Reserveshares dieses Präzipuum aufgeben werden. Interessant ist noch die Thatsache, daß wir in Berlin fast die Gründung einer johannesburger Firma erlebt hätten, nämlich des bekannten und alten Hauses Lewis & Marx, das durch Kohlen, Minen und schlechten Schnaps zu Reichthum gelangt ist. Aber Alle, die jemals durch die Geschäftsprinzipien dieses Hauses Verluste erlitten hatten — an ihrer Albert-Silbermine war besonders viel verloren worden —, traten wie ein Mann gegen die Gründung auf und sie fiel ins Wasser, trotzdem die Firma dem Präsidenten Krüger, dem sie das Branntweinmonopol verdankte, schon bei Begehren ein kostspieliges Denkmal setzen ließ, um sich so Freunde zu werben. Pluto.

Theater.

Unter mir, im ersten Stock, spielt eine Dame sehr heftig Klavier. Schon eine Stunde lang; wohl eine Stunde mindestens noch. So lange dauerts immer. Und ich soll über zwei kleine Berspiele schreiben, die in der zweiten Märzhälfte im Deutschen Theater aufgeführt worden und seitdem schnell wieder verschwunden sind. Wie war doch der Inhalt, der Eindruck in meinen aufhorchenden Sinn? Die Spur ist verwischt; nur schattenhaft regt sich noch im Dämmerlicht trägen Erinnerns. Vielleicht — man tröstet sich gar zu gern! — trägt die Dame da unten, die klimpernde, die Schuld; sie spielt, mit nie lahmen dem Eifer, immer das selbe Stück, von dem nur einzelne Töne, die aber ganz laut, in mein Zimmer hinausdringen. Es klingt wagnerisch, nach dem Charfreitagszauber. Ach ... Bayreuth! Diese gewaltige, niederwerfende Wirkung! Und diese Uebermüdung nach dem Klingeln an allen Nerven, dieser eiserne Reif um die schwüle Stirn! Frau Cosima Wagner sprach äußerst klug, sogar geistvoll, Hermann Levi schwärmte wie ein großer Künstler, aber ich saß ganz dumpf und dumm und brachte kein Wort heraus. Und nachts dann auf der Bahn gen Berlin, aus Lenbachs Kunstgogenpalast und den bayreuther Bonnen in den grauen Alltag ... Auf welche tolle Gedankenjagd, in welchen bunten Kreis plötzlich hell werdender Erinnerungsbilder lockt solches zerflatternde Geklinge! Mit Lenbach und Bayreuth hat Herr Hugo von Hofmannsthal, der wienerische, kaum mannbar gewordene Dichter der beiden Berspiele, doch gar nichts zu thun. Ich muß den Zettel neben mich legen und nach der Schnur zu erzählen versuchen ... Also:

Jegendwo im fernen Orient, in einer alten, sonnigen Stadt eines Märchenperferlandes, lebt ein junges Mädchen. Sobeide, so heißt sie, ist schön und klug. Noch klüger als schön: ihr ward die Unseligen oft von bösen Feen in die Wiege gespendete Gabe, sich selbst leben zu sehen und das eigene Fühlen, wie einen Blütenfeld, spalten, zerfasern zu können. Das kommt bei Orientländern vor; sonst hätten wir keinen Prediger Salomo, keinen Talmud, kein Buch der Lieber ... und keinen Georg Hirschfeld. In den Weltwesten wurde die unheilvolle Gabe vielleicht von Ahasver importirt, vielleicht spülte sie auch der große Christenkanal, der durch das islamitische Russenreich fließt, mit anderen Orientgütern auf Europens kühleren Sand. Jetzt, seit Mary Evans und Stendhal, Dostojewskij und Ibsen, Bourget, Barrès und Maeterlinck sie in die Mode gebracht haben, hat man auch einen Namen dafür gefunden: man objektivirt sich, differenzirt sich, hält Distanz zu sich selbst. Das klingt nicht sehr deutsch. Ist es auch nicht. . . Sobeide hat zu ihrem Empfinden die gehörige Distanz. Sie weiß, was sie fühlt, raisonnirt über die Regung ihrer Sinne, schießt unter die Bewußtseinschwelle, wo in krampfigen Wehen die Leidenschaften und die Gedichte geboren werden. Aber sie ist schön; und so braucht sie für ihre schreckende Klugheit kaum

erst Verzeihung zu erbitten. Sie lächelt lieblich und tanzt wie ein Elf im silbernen Dunst einer Mondnacht. Lächeln lehrte sie wohl der Liebste, der junge, heiße Assad, der so zärtlich seufzen und Herzen kann; denn zu Haus, im engen Heim des verarmenden Goldschmiedes, geht's schmal und traurig zu und das schlankte Kind lernte da die Lippe gewiß nur zum Weinen verziehen. Ob Assads begehrliche Gluth früh auch die spröde Scham ihres Jungfrauenleibes wegsengte, daß er zum gefälligem Tanz, zum koketten Neckspiel der sich anbietenden und wieder versagenden Glieder, den Muth und die grazile Geschmeidigkeit fand? . . . Sobeide ist reif; jeder Nerv in ihr ruft den Mann, — und ihr heller Verstand sinnt bedachtsam den Nervenregungen nach. Aber sie ist arm; und Assad, der Sohn eines Teppichhändlers, klagt und stöhnt, daß er auch nichts habe. So muß denn im Lenze der Liebe geschieden sein, ehe die saftige Frucht noch den Durst stillen konnte. Der Knabe sucht neue Liebe, das Mädchen hegt, wie ein Tröpflein voll köstlichsten Rosenduftes, im reinsten Kristallschrein ihres Gedächtnisses die Erinnerung an die einzige Süße ihres armen Lebens. Das ist bei Männlein und Weiblein in Osten und Westen der Brauch. Da tritt eines Tages der Vater mit bekümmertem Miene, durch deren Gewölk sich heute aber ein Hoffnungstrahl schießt, in Sobeidens Gemach. Sein Hauptgläubiger, ein reicher Kaufmann, wirbt um die Tochter. Er sah sie lächeln, sah sie tanzen und will sie zur Frau. Das ist für die Eltern die Rettung; für das Mädchen . . . ? Danach sollen selbst in unserer Kulturzone Väter und Mütter manchmal nicht fragen. Der Tag der Hochzeit kommt rasch. Der Vater fährt mit der Hand über die Augen, die Mutter heult. Das thun alte Kuppelrinnen, die nur den Wunsch kannten, ihre Töchter möglichst schnell loszuschlagen, im Perserreich wie im Vorussenlande auch heute noch gern; gewöhnlich sind sie dann sehr empört, wenn die so, lieblos, verschacherten Töchter die Ehe brechen, die sie vorher brach, gehen in Trauer und plärren über die Schande, die ihre Unschuld nun trostlos erleiden soll. Sobeide fühlt, daß sie ihre Ehe brechen wird, brechen muß, — und seis nur in dem Gedanken, der aus dem Bette des greifenden Gatten zu dem jungen Geliebten flieht. Als sie ihm zum ersten Male allein gegenüber steht, sagt sie, mit dem unbarmherzigen Muth der Verzweifelnden, dem Ranne Alles. Nur in dieser Stunde gehört sie sich selbst; früher gängelten sie die Eltern, künftig wird sie der Ueberreife regiren, dessen Blick sehnsüchtig schon ihre Reize durchsucht; ihm soll sie, für den doch kein Sinn in ihr schmeichelnd spricht, nun gehorjam Das geben, was sie dem Anderen weigern mußte. Er wird sie entkleiden, sich neben sie legen, wird sein Herrenrecht fordern, heute und immer. . . Wenigstens soll er wissen, wen er umarmt. In einer langen Beichte erleichtert sie sich, in einem Selbstgespräch, dem der Zufall den Lauscher gesunden hat. Und siehe: der Lauscher ist nicht nur ein reicher Kaufmann, ist nicht der gierige Händler, der mit den alten Armen zäh die einmal erhandelte Waare festhält, sondern ein Weiser, der zu den Weltentwegen der Sterne aufgeschaut und in das Werden der Erd-

pflanzen das Auge hinabgetaucht hat, daß es Wachsthum und Wesen irdischer Dinge erkennen und zornlos erdulden lerne. Die Widerwillige mag er nicht halten; er entläßt sie aus der Pflicht, öffnet selbst ein enges Gartenpförtchen, aus dem die bräutlich Geschmückte, von des Gatten Hand Unberührte, entweichen kann. Und nun ist's ein Jubel, als hätte Ormuzd mit Mithras Hilfe über Ahriman gesiegt und als könne das wärmende Sonnenlicht nie wieder der Finsterniß und der Kälte weichen. Auf der Liebe Flügeln eilt, wie der Dichter singt, die Frau fort, die nicht des Mannes ward, — hastig, denn sie darf nicht säumen, wenn sie die Hochzeitnacht heute noch im Arm des Jünglings verleben will, den ihre Sehnsucht so lange schon sucht.

Sie findet ihn; doch nicht in Hochzeiterstimmung. Sie hat, die Kluge, den schweren Schritt aus dem eng umhegten Bezirk der geltenden Sitte gethan, unter Jauchzen gethan, — die Kluge. Nun steht sie allein. Keine Konvention schützt sie mehr. . . Und dem holden Wahn folgt nun schnell die Enttäuschung.

Affad hat sie längst vergessen; es scheint ihm nicht einmal mehr lohnend, ihr noch zu lügen. Er log, da er sich ihr für arm ausgab: sein Vater, ein geiler Wucherer, lebt im üppigsten Luxus und Beide balgen, als Sobeide ins Haus stürmt, um eine hübsche Buhlerin. Jetzt spricht er brutale Wahrheit. Sie soll ihn nicht langweilen, nicht in den neuen Pürschgang seiner Sinne hineintölpeln. Sie ist verheirathet? Gut: er wird heimlich kommen und sie können hinter des Gatten Rücken dann kosen. . . Des Lämmels Roheit scheucht das verschüchterte Mädchen hinweg. . . So sieht das große Glück, das wunderbare, in der Nähe aus, dem sie mit pochenden Pulsen von fern her nachjagte? Sie flieht aus dem Brunnengeruch, in die Nacht, schleppt sich bis an das Haus ihres Gatten, klettert, um einmal noch über den Alltagsniederungen zu stehen, einmal der Sonne noch näher zu sein, auf einen verfallenden Thurm, stürzt sich jählings hinab und stirbt im Schoß des weise Sprüche murmelnden Mannes.

Das ist: „Die Hochzeit der Sobeide, tragisches Märchen in zwei Akten von Hugo von Hofmannsthal“. So — mehr darf ich nicht sagen — erscheint, während von unten die wirren Töne heraufklingen, meiner Erinnerung das leichte Spiel. Ob es wirklich so war? Ob es die verschiedenen Formen des schon im Entstehen verschieden gefärbten Gefühles schildern wollte, das man sich gewöhnt hat, „Liebe“ zu nennen, die täuschenden Schleier wegschieben, in die es sich hält? Wie sehen den bequemen Egoismus der Elternliebe, die galante Gefälligkeit der Dirne, Greisengier, die das Vermögen überlebt, den brünstigen Kitzel ungezügelter Jugend, das bewußte, in spirituellen Vorstellungen wurzelnde Sehnen eines reinen Herzens und die zum Entfagen bereite Liebe des schwachwilligen Weisen, den ein langes Leben gelehrt hat, daß sich Empfindung nicht zwingen läßt, und den erkaufte Küsse nicht mehr beglücken. Das mag der tiefe Sinn des Spieles gewesen sein; vielleicht. . . Oder sollte nur gezeigt

werden, wie ein Gefühl wird, das ganze Wesen stimmt, und wie Der, dessen Hand zuerst den Ton anschlug, oft mit unsauberem Finger die Tasten berührte?

Das war, wenn ich nicht irre, der Sinn des zweiten Verspiels, dem Herr von Hofmannsthal den Titel gab: „Der Abenteurer und die Sängerin“. So hieß es in Wien; in Berlin war die Sängerin verschwunden und nur der Abenteurer geblieben. Und doch schien die Sängerin mir, nicht in der berliner Darstellung nur, die einzig interessirende Gestalt, die einzige, die Etwas wie eine „Handlung“ auf die Bühne bringt. Und Handlung wollte der Dichter doch geben, denn auf dem Zettel wird als „Ort der Handlung“ Venedig genannt. Das Venedig aus dem Mittelbejennium des achtzehnten Jahrhunderts, das galante Venedig Casanovas, das gesuchteste Lupanar Europas. Von der Stadt sehen wir nichts, spüren auch keinen Hauch ihres Athems. Eine kümmerliche, mit fahlen Theaterlittern gepuzte Lustigkeit thut sich unserem Blick auf. Spieler, Parvenus, brünnige und Allen feile Damen taumeln im Schattenreigen umher, ein Abbate blamirt sich, eine Ballettmutter macht Possenwize, — aber Alles bleibt blutlos, scheint künstlich, mit billigen Magiermitteln, heraufbeschworen, wirkt wie die Vision eines Mädchens. Es ist, als hielten wir das Opernglas verkehrt vor's Auge und schauten in einem fernen Spiel winzige Schemen. Und gerade hier wäre doch strogende Kraft, wäre der Uebermuth eines Riesen nöthig gewesen. Denn ein Kondottiere der erotischen Welt sollte uns gezeigt werden, ein glänzender Hochkapler, der im Triumph durch die prangenden Städte des Südens zieht, Herzen bricht, Börsen leert, den Verstand der Verständigen mit espritvoll gesetzten Worten in Schlummer lullt, den Weibern die Sinne verwirrt und, ob auch Wolken dräuen, gläubig, trotz Caesar, Wallenstein, Bonaparte und Mercadet, stets seinem Stern vertraut. Ein Solcher sollte vorgeführt werden; wir ahnen es, aber wir sehen ihn nicht, sehen und hören nur einen belefenen Schwäger, dem nichts mehr gelingt. Einst hat er die schöne Vittoria verführt. Sein Kuß weckte die Künstlerin, weckte die Gluth, die der Sängerin nun die Seelen gewinnt. Sie ist Primadonna, ist — 1750 in Venedig? — die Frau eines vornehmen Patriziers geworden. Als sie den ersten Erreger ihrer Mädchenpsyche aber wieder sieht, ist's ihr wie damals; auf seinen Ruf fliegt sie zu ihm, verschleiert, bei Nacht, wahrscheinlich in einer bekränzten Gondel. Da ist er . . . Ist er's wirklich? Dieser routinirte Herzensbrecher, dessen Künste schon welken, dieser Eitle, der sich so verauschend wähnt? Sein Finger konnte das unberührte Instrument ihrer jungen Sinne zum Schwingen und Klingen bringen; jetzt ist der Finger zu unsauber, das anergogene Verführerlächeln zu starr, zu maskenhaft, der ganze Herr zu fleckig: sie kann ihn nicht mehr küssen. Sie sagt es ihm, sagt ihm, daß er in ihrem Leben nur ein Werkzeug war, ein nun verbrauchtes. Und scheidet enttäuscht von dem Ideal ihrer Mädchenjahre, — enttäuscht, wie Sobride von Assad schied. (Fräulein Dumont hat, in einer sonst erbärmlichen Darstellung, die Szene ganz wundervoll fein gespielt, trotzdem Herr Kainz sie mit widrigen Virtuosenmägchen zu stören

suchte; ihr dunkel verschleierter Blick war in dem leeren Maskenspiel das einzig Menschliche). . . Wollte Herr von Hofmannsthal in den beiden Neuraströmerphantasten uns lehren, daß man sich hüten soll, die Ideale zu sehr in der Nähe zu sehen, und daß Der nur heiter durchs Leben kommt, der es ohne Ideale zu leben vermag und durch Roth und Blut zum Genuß schreitet, wie der Abenteuer und Assads Vater? . . . Nein: Das kann nicht stimmen; denn Vittoria Benier, die Sängerin, ist ja glücklicher, im Innersten froher als der Genußsüchtling, an dessen Kantharidenküssen ihre Frauenkunst reifte, und selbst der weise Kaufmann rettet sich in stilles, bescheidenes Glück. Und doch scheinen die Schlußworte beider Spiele für die eben angedeutete Absicht zu sprechen. Der Abenteuer ruft gähmend:

„Doch nun zu Bett! Dies ist ein buntes Zeug
 Von Wiedersehn und Trennung, Angst und Lust . . .
 (An Genet): O schöne Stadt,
 Die nie verfaßt! Heut war ein hübscher Tag! . . .
 Doch was vergeud' ich Schlafenszeit mit Schwätzen?
 (An der Schlafzimmerschür): Wir wollen
 Auf dieses schöne Heut ein schönes Morgen setzen
 Und weiter so, so lang die Würfel rollen!“

Und vorher hatte der reiche Kaufmann an Sobeides Leiche gesagt:

„ . . . So bitter ist dies Leben!
 Ihr ward ein Wunsch erfüllt, die eine Thür,
 An der sie lag mit Sehnsucht und Verlangen,
 Ihr aufgethan, — und so kam sie zurück
 Und trug den Tod sich heim, die abends ausgegangen
 . . . um ein großes Glück!“

Diese Verse habe ich aus einer Zeitung abgeschrieben. Das war wohl ein Fehler: sie brachten mich auf den Einfall, der Dichter habe „Etwas gewollt“, habe den Wunsch gehabt, in des Hörers Assoziationcentren Gefühle oder gar Gedanken anklingen zu lassen. Herr von Hofmannsthal würde im mitleidigen Stolz seiner fünfundzwanzig Jahre unter dem funkelnagelneuen Doktorhut lächeln, wenn er diese Zeilen läse. Er hat einmal geschrieben, damals, als er noch Student, vielleicht auch Primaner, war, sehr blasirt, sehr skeptisch vor den Phänomenen der Wirklichkeit und immer sehr müde, immer geneigt, das Feinste zu überfeinern: „Von der Poesie führt kein direkter Weg ins Leben, aus dem Leben keiner in die Poesie.“ Punktum. Qualis artifex! . . . Und nun soll er Etwas gewollt, Gefühle oder gar Gedanken zu wecken gewünscht haben? Du lieber Himmel: Das wäre ja die alte Geschichte, l'art pour le sentiment. Sein Vannerspruch ist: L'art pour l'art. Er dichtet für Mitdichter, die für „gewichtlose Gewebe aus Worten“ das rechte Kennerverständniß haben, und ihm ist „eine neue und kühne Verbindung von Worten das wundervollste Geschenk für die Seele.“ In ihm klingt es und er liebt das „bunte Zeug“, das sich ihm aus

eigener Phantasiethätigkeit und mehr noch aus reichen literarischen Erinnerungen schattenhaft gestaltet. Er findet auch schöne Worte; leider sind nicht immer selbst geprägte. Es ist mehr Epigonthum in ihm als in seinem Mitdichter Stefan George, der feierlicher, prächtiger, mehr vates ist, — aber auch ein süßerer Reiz. Auf der Bühne wirken seine Spielchen dünn — unter uns; sie langweilen, denn die Feinheit manches Wortes, die erkügelte Beleuchtung der ein Vischen monotonen, aber geschickt ausgestellten Bilder kann man in der Hetzjagd des Theatergetriebes nicht genießen — und den Hörer, vor dem sich ein Rederausch austobt und dem kaum Etwas zu schauen, zu greifen, mitzuerleben bleibt, beschleicht das Gefühl, von einem schlauen Artisten gesoppt zu sein. Doch der Dichter ist jung, seine Lyrik steht erst im Lenz und er kann auch als Dramatiker noch zu einer Persönlichkeit erwachsen. Ich habe mich lange vergebens bemüht, den Sinn seiner buntschadig gefärbten Wortfügungen zu ergründen; nun weiß ich: er will keinen Sinn in der Alltagsbedeutung des Wortes, er will einer Sensation, einer Stimmung, die in ihm ist, vielleicht nur durch seinen Sinn huscht, den formal vollendetsten Ausdruck finden, will auf dem bequemen Instrument einer gebildeten Sprache spielen.

... Das will da unten die Dame auch. Sie übt noch immer, immer das selbe Stück; was ist's nur? Am Ende doch nicht Parsifal, vielleicht Verlioz, vielleicht Richard Strauß ... Auch Herr von Hofmannsthal spielt seit acht Jahren, seit der Gymnasiaft durch die feinen Verse des Miniaturdramas „Gestern“ berühmt wurde, immer die selbe Weise. Die Dame ist noch eine Stümperin, Herr von Hofmannsthal schon ein Könner; eigentlich war ers als Siebenzehnjähriger nicht weniger als heute. Aber Beide sind noch im Borhof, Beide üben die technische Kraft und haben uns Eigenes vorläufig nicht mitzutheilen. Deshalb summt und bröhnt es aus ihrem Spiel wirr in unser Ohr, wir können das Getöse nicht zu Klangbildern ordnen, nicht im Gedächtniß festhalten, und allerlei Erinnerungen drängen sich in den lauschenden Sinn: an Shakespeare und Richard Strauß, Verlioz und Maeterlinck, Grillparzer und Poe, Niezsche, Wagner und Renan ... ein „buntes Zeug“! Wer weiß, was ich thörlich in die Gedichte des Herrn von Hofmannsthal hineingetragen habe! ... Nein: mit Wagner und Lenbach hat dieser wienerische Preziöse nichts gemein. Lenbach benutzt seine technische Meisterschaft, um einem von ihm gewitterten Geist den Körper zu malen, der nach seinem Schöpferurtheil diesem Geist ziemt. Und an den Glockenstrang, der Wagners Riesengeläut zum Lönen brachte, hingen sich stets die unsichtbar die Zeit bestimmenden Mächte, die Gedanken und Gefühle einer unruhig gährenden Epoche. Herr von Hofmannsthal würde die Nase rümpfen. Was ist ihm die Zeit? Er ist heute im alten Persien, morgen im Rococovenedig und übermorgen vielleicht bei Perikles und Antinous, — immer elegant, zierlich, dem Auge und Ohr eine Lust und selbst sich ein Wohlgefallen, immer auch ein Vischen müde. Kein Wunder: er ist niemals daheim, nie bei sich, dem Bänkelsprossen der Donaufstadt. Hat der glänzende „Abenteurer“ nicht auch so angefangen? ... Herr von Hofmannsthal mag sich wahren; sonst wird es ihm eines Tages mit seiner Gemeinde gehen, wie es dem Abenteurer mit der Sängerin ging. W. G.